
Oscar Linke
Milesische Märchen





Oscar Linke.

Milesische Märchen.

Milesische Märchen

von

Oscar Linke.

Zweite Auflage.



Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1901.

Druck von H. Klöppel, Gernrode (Harz).

Inhalt.



Vorwort.

„Wenn auch die folgenden Novellen und Skizzen auf dem Boden des alten, geliebten, unvergänglichen Hellas spielen, so wollen sie doch in keiner Weise einen Vergleich bestehen mit jenen Romanen, welche vor den Augen des Lesers ein groß angelegtes Culturgemälde entrollen. Ich glaube zwar, das entsprechende Colorit ziemlich getroffen zu haben, allein wichtiger war es mir, daß aus jeder noch so winzigen Geschichte eine poetische Idee herausleuchte, ob bedeutend oder nicht, möge der Leser entscheiden. Hat er das ganze Buch gelesen, so wird er wohl eine gewisse Grundstimmung finden, aus welcher heraus das Werk entstanden ist.

Einige der mitgetheilten Darstellungen werden vielleicht Manchen zu einfach farblos, in den psychologischen Motivirungen zu springend, in den Uebergängen scheinbar zu unvermittelt und zu skizzenhaft kurz erscheinen: gewiß, aus jeder dieser Geschichten ließe sich am Ende ein dreibändiger Roman oder zum mindesten eine „starke" Novelle herausspinnen; indessen, gewinnt ein Tropfen Rosenöles dadurch, daß man ihn in einem Eimer Wasser begräbt? Das war nicht meine Absicht. Auch in der Form der Darstellung sollte das antike Gepräge gewahrt bleiben.

Der Unterschied zwischen einer Novelle von Boccaccio oder Giraldi und andererseits von Paul Heyse oder Ernst Eckstein ist ein himmelweiter; aber sind darum die Novellen der Ersteren keine „Novellen“ mehr, hören sie darum auf, den Ansprüchen eines modernen Lesers zu genügen? Doch wohl nicht. Was daher Absicht war, wird Niemand als Schwäche auslegen dürfen.

So mögen denn diese neuen milesischen Märchen sich derselben Gunst erfreuen, wie in schöneren Zeiten ihre Ahnen am Ufer des Ilissos oder am Busen — von Bajae.“

* * *

Mit diesen Worten wurde die erste Auflage eingeleitet. Für die vorliegende zweite Auflage wurden einige Geschichten, weil zu leicht befunden, nicht wieder abgedruckt; stilistisch wurden fast auf jeder Seite Aenderungen vorgenommen.

Möge das Buch in seiner neuen Gestalt die gleiche, freundliche Theilnahme finden wie bei seinem ersten Erscheinen!

Posen. Oscar Linke.

Hermione.

In jener Zeit, so erzählte einst ein junger Dorer seinem athenäischen Gastfreunde, welche sich — seltsam! — beide lebhaft über die beste Mädchenerziehung stritten, in jener Zeit, sagte er, wo die Macht Athens noch im Ephebenalter stand, hielt das kleine Lakedaimon mit unerbittlicher Strenge seine Hegemonie über den Peloponnesos aufrecht. Als einmal die Argiver wegen einer geringfügigen Ursache Krieg mit den Spartern angefangen hatten, wurde der Streit schnell unterdrückt.

Nur ein argivisches Städtchen, in der Nähe der Grenze gelegen, das vermöge seiner starken Mauern und günstigen Lage aller Angriffe des Feindes spottete, schien unüberwindlich zu sein. Ischomachos, welcher von den streitbaren Einwohnern des widerspenstigen Städtchens zum unumschränkten Oberfeldherrn erwählt war, hatte durch manchen kühnen Ausfall den Lakedaimoniern empfindlichen Schaden beigebracht. Die Stadt war auf mindestens ein Jahr noch mit Lebensmitteln versehen und vertheidigte sich in der frohen Zuversicht, durch neue Ausfälle sich neue Zufuhr verschaffen zu können, so daß

durch seinen Trotz vielleicht die Flammen eines größeren Krieges wieder angefacht würden.

Das kleine Sparterheer sah sich gezwungen, die Belagerung aufzuheben; es kehrte nach Hause zurück. Schnell wurde in Sparta auf Befehl der Ephoren ein größeres Heer zusammengestellt, welches den Trotz der Stadt brechen sollte: eine zwar immer noch nicht zahlreiche Truppe, aber aus den stärksten und waffenfähigsten Männern bestehend. Besonders zeichnete sich unter ihnen ein gewisser Choirilos aus, welcher sich unter seinen Landsleuten des ehrenden Beinamens: „der Löwe von Sparta" erfreute. Choirilos, ein Mann schon in der Mitte der Vierziger, war dieses Mal nicht so kampffroh gestimmt wie früher bei ähnlichen Auszügen. Ein Traum hatte ihm geweissagt, daß ihm dieses Mal ein Unheil widerfahren werde. Nur unter Thränen nahm er von seiner einzigen und über Alles geliebten Tochter Abschied, welche ihm an Stelle der frühe dahingeschiedenen Gattin die engere Wirthschaft im Hause besorgte; und da Choirilos keine männlichen Leibeserben hatte, so war sie von dem kriegerischen Vater mehr wie ein Sohn denn eine Tochter erzogen worden; im Wettlauf, Springen und Schwimmen hätte sie es wohl mit mehr als einem der gewandtesten Sparterjünglinge aufgenommen.

Umsonst versuchte das starke und heldenhaft gesinnte Mädchen die düstere Ahnung des Vaters zu beschwichtigen.

Hermione, so hieß die Tochter des Choirilos, lebte nun mit einer alten Haussclavin allein. Lange hörte sie nichts von dem Geschicke des frommen und geliebten Vaters. Da verbreitete sich eines Tages die Kunde in Sparta, welche auch zu

ihren Ohren drang, daß der Feind wieder einen glücklichen Ausfall gemacht hätte. Viele Sparter wären getödtet worden; schier die Hälfte von Allen; Einer aber, als der Stärkste unter ihnen bekannt, wäre von der Uebermacht der Feinde umzingelt worden und gefangen genommen, nachdem er vergeblich versucht hätte, durch den Tod der Gefangenschaft zu entrinnen. Das starke Mädchen wußte, daß dieser Stärkste nur ihr Vater sein konnte.

Zugleich hatte sie vernommen, was zwar Sage war, aber unter den gegebenen Umständen eine große Wahrscheinlichkeit für sich hatte, daß der Feind, welcher bei einem Siege sich gezwungen sähe, nicht gefangen zu nehmen, sondern zu tödten, wenn er einmal Jemanden gefangen nähme, es nur deshalb thäte, um ihn grausam hinzumartern als Siegesdankopfer dem Gotte des Krieges. Das Mädchen schauderte bei dem Gedanken an das Schicksal ihres Vaters. Schnell hatte sie einen Plan gefaßt, von welchem die alte Sclavin sie nicht abzureden vermochte. Als Jüngling verkleidet, im kurzgewellten, dichten Haar, stellte sie sich vor die Alte und fragte sie mit blitzendem Auge:

„Nun, gleich' ich keinem Jüngling?"

„Wohl, Hermione, Du gleichst ihm, doch Du bist es nicht!" seufzte die Alte unter Thränen.

Darauf begab sie sich dorthin, wo der Rest des geschlagenen Heeres verweilte. Aber wie in die mit einer hohen Felsenmauer umgürtete Stadt gelangen? Sie sah, daß es von hieraus unmöglich war. Da vernahm sie, daß eine beherzte Jünglingsschaar des argivischen Städtchens sich in einer Nachbar-

stadt befände, um von dorther Lebensmittel den Belagerten zuzuführen; die geschlagenen Sparter waren aber zu schwach, um dieser übermüthigen Keckheit wehren zu können. Kühn begab sich Hermione nach der Stadt, wo die Jünglingsschaar verweilte. Man glaubte ihr, als sie in kurzen, begeisterten Worten erklärte, daß sie, aus dem nördlichen Argolis gekommen, von dem zähen Widerstande der heldenhaften Stadt vernommen hätte und hierher geeilt wäre, um mitzuhelfen an der Vertheidigung. Unter Jauchzen forderten die Jünglinge sie auf, sich ihnen anzuschließen. Unter Jauchzen wurde sie in die Stadt geleitet, jedes der schweren Thore hinter ihr geschlossen, sie selber nach des Strategen Wohnung, zum Ischomachos, geleitet.

Ischomachos, ungefähr dreißig Jahre alt und von nicht unfreundlichen, einnehmenden Gesichtszügen, lag gerade auf einem einfachen Ruhepolster und gab sich dem trüben Gedanken hin, daß am Ende aller Widerstand vergeblich und die spätere Rache des Feindes um so schlimmer, um so blutiger sein würde. Da brachten sie vor ihn das verkleidete Spartermädchen. Lange betrachtete er es mit prüfenden Augen. Auch er hielt es für einen Jüngling; an den nackten Armen war nichts weichlich Weibisches zu entdecken; auf dem Antlitz lag ein jugendschöner, herber Ernst; Kraft sprach aus jeder Bewegung und Haltung; das Feuer ihrer Augen gab ihrer listig ersonnenen Rede einen besonderen Nachdruck. Ischomachos hörte auf diese Worte nicht viel; die schöne Gestalt des Jünglings hielt seine Gedanken in Bann; eine dunkle Erinnerung überkam ihn. Und da das Mädchen ihm Auge in Auge gegenüberstand, so war auch sein Irrthum leicht erklärlich, zumal durch die das

Mädchen umgebenden Jünglinge ihm beim Eintritte die Gelegenheit genommen, Hermione von hinten oder von der Seite betrachten zu können. Sie war mit ihrer Rede zu Ende; der Feldherr schwieg; er betrachtete nur sinnend immer wieder den schönen Jüngling.

„Hab' ich dieses Gesicht nicht schon einmal irgendwo gesehen?" murmelte er vor sich hin. Dann sprang er plötzlich von seinem Polster auf.

„Du bist ein argivischer Jüngling?" fragte er, Hermione tief in die Augen sehend.

„Ich bin ein Argiver," entgegnete sie, furchtlos seinen Blick erwidernd.

Ischomachos sah sie an, sagte nichts, hieß darauf die anwesenden Jünglinge sich entfernen, während er dreien von ihnen befahl, mit drei ledergeflochtenen Geißeln zurückzukehren. Staunend gingen sie hinaus. Das schöne Mädchen verharrte in seiner Ruhe. Sie ahnte, daß ihr Geheimniß errathen wäre, aber sie wollte abwarten, was kommen würde, bereit das Aeußerste, das Schmachvollste über sich ergehen zu lassen.

Nachdem die drei mit ihren drei ledergeflochtenen Geißeln zurückgekehrt waren, legte sich Ischomachos wieder auf sein Pfühl nieder, indem er sprach, mit eisiger Ruhe:

„Enthüllt diesen Sparterjüngling da, den Sohn des Choirilos!"

Die drei stutzten und sahen Hermione an.

„Enthüllt ihn!" gebot er zum anderen Male. „Habt Ihr mir nicht den alten Choirilos als Sclaven zugesprochen? Ich verstehe mich gar wohl auf Aehnlichkeit der Gesichter. O keckes

Bürschlein, Deinem Vater ergeht es ziemlich gut. Freilich weigert er sich seit gestern mürrischen Sinnes, Speise und Trank zu sich zu nehmen, indem er, wie es scheint, sich zu Tode hungern will, doch ich werd' ihn kirre machen und zähmen, diesen Löwen von Sparta, wie sie ihn nennen!"

Hermione hörte wie unbefangen zu, wenn ihr auch das Herz zerspringen wollte. Die angeborene Klugheit sagte ihr, daß sie im Augenblicke nichts ausrichten könnte, seltsamer Weise aber vergaß sie, daß sie in Jünglingskleidern stäke, daß sie ein Mädchen wäre. Der eine Gedanke, daß ihr Vater noch lebte, gab ihr einen gewissen Trost.

„Enthüllt den Jüngling!" gebot jetzt Ischomachos zum dritten Male. „Zeichnet dieses Mal auf seinen Rücken, wie man solche Tücke strafend verewigt!"

Hermione wehrte sich nicht. In ihren Ohren klang es nur, wie draußen einer den Namen ihres Vaters gerufen.

Schnell rissen ihr die Jünglinge den kurzen, durch Staub und Sonne ergrauten Chiton, der ihr nur wenig über die Kniee hinausreichte vom Leibe. Nackt und schön wie eine Lakedaimonische Aphrodite stand sie vor den Verblüfften, welchen fast die Hand erstarrte. Hermione schlug die Augen zu Boden. Sie rührte keine Lippe.

Am meisten verblüfft war Ischomachos selber. Einen Jüngling glaubte er zu sehen, und ein Mädchen in dem frischen Reize seiner herben, jungfräulichen Schöne sah er vor sich. Der Anblick dieser Schönheit machte ihn weicher gestimmt. Wohl war ihm der Anblick eines nackten Jünglings nichts Ungewöhnliches, aber ein solcher Anblick, der sich zum ersten

Male ihm zeigte, blendete ihn. Die drei Jünglinge mußten sich entfernen. Nach einem längeren Schweigen begann er in freundlich mildem Tone:

„Du bist die Tochter des Choirilos?"

„Ja."

„Du wolltest Deinen Vater aus der Gefangenschaft befreien?"

„Ja."

„Wie wolltest Du, überkühnes Mädchen, diesen kühnen Plan ausführen?"

Hermione schwieg.

„Nun, ich stell' es mir vor. Du dachtest, eine Gelegenheit würde sich finden. O schöne Mädchenweisheit! Hattest Du auch den Gedanken, im Falle der zwingenden Noth mich selber zu tödten? Ich möcht' es glauben, aber von Deinen Lippen eine Antwort darauf hören."

Hermione richtete das Antlitz auf; ihre seltsame Lage vergessend, die für sie nur insofern eigenthümlich war, daß sie gerade vor einem Manne so dastand, wie sie sich oft im Kreise der Mädchen bei gymnastischen Uebungen oder beim Schwimmen am Ufer des Eurotas befunden, dieses vergessend, richtete sie ihre hellblauen Himmelsaugen gerade auf den daliegenden Ischomachos und entgegnete ihm kühn und trotzig in jener vielgerühmten, lakonischen Kürze:

„Ja!"

Den Feldherrn bedünkte, als weh'te ihm von diesen Lippen, welche dieses trotzige „Ja" so rücksichtslos und offen hinsprachen, etwas wie frische Bergesluft entgegen. Er lächelte, wie er sie

jetzt in ihrer Ohnmacht vor sich sah; aber dieses Gefühl in ihm wich schnell wieder dem der Bewunderung. Ischomachos, der als grausam verschrieene, war gutmüthig; es war nur gutmüthige Bosheit von ihm, wenn er das Mädchen von Neuem fragte:

„Und womit, Du wildes Bergreh, hättest Du mich tödten wollen? Hattest Du einen Dolch im Gewande verborgen?"

„Nein. Mit diesen Händen!"

„Mit diesen Händen!"

Der kriegerische Held bewunderte des Mädchens heldenhafte Gesinnung. Indem er sie wieder und von Neuem anblickte, sie, welche da unbefangen in lilienweißer Schönheit vor ihm stand und ihm so ruhig fest in's Antlitz schaute, fast wie ein Marmorgebilde, da fühlte er schon etwas mehr als Bewunderung. Das Lächeln, welches seinen Mund umspielte, war kein lüsternes.

Der Held glaubte, zum ersten Male die Heldin gefunden zu haben, welche seines Thalamos würdig wäre.

„Wußtest Du," fragte er wiederum, und es schien ihm zu gefallen, die Unterredung in die Länge zu ziehen, „wußtest Du," sagte er, „was Dir im Falle des Mißlingens Deines Planes drohen würde?"

„Es giebt nur einen Tod."

„Ist Dir das Leben nicht lieber?"

„Dieses Leben wie jetzt? Nein."

„Und wenn ich Dich jetzt peitschen lasse, bis Du blutend aufschreiest und . . ."

„Stumm werde ich sterben."

„Und Dein Vater Choirilos?"

„Wird nimmer der Tochter sich zu schämen haben. Er wird stolz auf sie sein können und . . ."

„Und?"

„Dem Tyrannen zum Trotze leben bleiben."

„Wie schön Du sprichst!"

Das Mädchen staunte; es konnte sich nicht enträthseln, was dieser Mann vorhatte. Daß er seine Augen schier sättigte an dem Anblicke ihrer Gestalt, mochte sie wohl denken, allein in ihrer Unbefangenheit konnte sie sich nicht vorstellen, was ihn so an ihr entzücken könnte, zumal ihr selber niemals der Einfall gekommen war, den Eurotasspiegel zu befragen, ob sie schön wäre oder nicht. Sie war sich nur dessen stolz bewußt, daß sie ein Paar blühende, nimmer im Laufen ermüdende Waden besäße, daß sie an „Brustweite" und Stärke des Oberarmes es mit Manchem aufzunehmen vermöchte . . .

Es giebt auch eine Unschuld, welche nichts von Scham weiß.

Ischomachos erhob sich jetzt von seinem Ruhepfühle. Er trat dicht heran an sie und streichelte ihr das Kinn mit seiner sehnigen Hand.

„Wie heißt Du, schönes Kind?"

„Hermione."

„Hermione? Ein schöner Name. Hieß nicht so auch eine Tochter des Menelaos?"

Sie sagte nichts dazu.

Er legte die Hand um ihren starken und schönen Nacken; sie wollte dagegen ihre beiden Hände erheben, ließ sie aber

willenlos wieder sinken, als sie in sein ruhig freundliches Antlitz sah. Er küßte ihr die Stirne. Sie erröthete.

„Dein Vater ist frei," sagte er darauf. „Er kann gehen, wohin es ihm beliebt. Aber Dich, Hermione, bewundr' ich. Du bist ein heldenhaftes Mädchen, wie ich es nie gesehen, mir nie geträumt habe. Ich achte Dich, ich liebe Dich, ich werde Dich nie vergessen. Doch bei der Hebe! machte auch mich die himmlische Unschuld blind? Da nimm den Chiton und hülle Dich wieder ein!"

Sie beugte sich nach der Gewandung und warf sie schnell wieder um. Es war ihr, als hätte sie eine Kraft wiederbekommen, welche sie vorher nicht gehabt. Doch sie wagte sich nicht zu entfernen, sie sah ihn stumm an mit ihren großen, fragenden Augen.

„Auch Du kannst gehen, wohin Du willst," sagte Ischomachos langsam.

Hermione schwankte. Seltsame, sich widerstreitende, ihr bisher unbekannte Regungen durchwühlten ihre Brust. Jetzt erst, wo sie in Jünglingshülle dastand, wurde sie sich bewußt, daß sie ein Mädchen war. Hatte sich Ischomachos als der unerbittliche, grausame Mann gezeigt, wie man ihn verschrie? Er war wie ihr Vater ein Held. Sie fühlte sich, ihre Lage überdenkend, nicht erniedrigt, nicht bezwungen — und doch ein Gefühl der Schwäche. Solche Milde und Güte von einem Feinde, dem sie sich genaht hatte, um ihn zu tödten?

Rasch ging sie auf Ischomachos zu und sprach mit bebender Stimme, erröthend und die Augen niederschlagend:

„Ischomachos, Du küßtest mir die S t i r n e; ich biete Dir

jetzt zum Danke für Deinen Edelmuth und für die Befreiung meines Vaters die Lippen zum Kusse!"

Ischomachos saß wieder auf seinem Pfühle und hielt das Mädchen auf seinem Schooße; Beide glichen einem Löwenpaare.

„Ich bin müde des zwecklosen Kampfes," sagte er. „Ich werde heute einen Unterhändler nach Sparta wegen der Friedensbedingungen schicken. Ich glaube, noch kann uns ein günstiger Friede nicht verweigert werden. Hoffentlich wird auch ein tapferer Feind den Muth des Gegners zu würdigen wissen. Und Du, Hermione, bist damit einverstanden, hier zu bleiben bei mir?"

„Wenn der Vater einwilligt . . ."

„Er wird" —

Ob auch widerstrebend, gab Choirilos seine Zustimmung dem über alles geliebten Mädchen, von dessen Befreiungsversuche er wohl erfuhr, aber niemals die völlige Wahrheit. Schon nach drei Monden starb er: denn die Schmach, gefangen gewesen zu sein, konnte er nicht verwinden.

Nachdem aber Ischomachos einen für das Städtchen über Erwarten günstigen, seinen Heldenmuth ehrenden Frieden erreicht hatte, genoß er den Besitz seiner Hermione. Er fand in ihr nicht bloß die große, starke Heldin, sondern, was dem Manne noch wichtiger ist, die schöne, liebende Gattin. Sie selber indessen, welche vor dem Aufbruche aus dem Eurotasthale gelobt, nach dem Gelingen ihres Planes dem Ares ein glänzendes Opfer zu stiften, brachte dieses der Kypris.

Phantasos.

Nach der Eroberung von Samos fuhr Perikles mit der athenäischen Flotte nach Milet, um hier noch einige politische Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Unter den Mitstrategen befand sich auch der berühmte Poët aus dem Gaue Kolonos, Sophokles, welcher sich diese ehrende Auszeichnung durch seine Tragödie „Antigone“ errungen hatte: Eine Volksbelohnung für einen Dichtersieg, wie sie nur einer Hellenenstirn entsprießen konnte. Dem Poëten kam dieser Abstecher nach Milet gelegen. So konnt' er wieder einmal seinen greisen Freund Kallinos besuchen, welcher, dereinst in Athen als Dithyrambendichter gefeiert, sich mit zunehmenden Jahren nach seiner Vaterstadt Milet zurückgezogen hatte, um hier in heiterer Muße seine letzten Tage zu verleben. Er war es einst gewesen, welcher bei einem dionysischen Festmahle den eigenen Veilchenkranz von der Stirn genommen und ihn auf das noch jugendliche Haupt des Sophokles gesetzt, indem er dazu sprach: „Wenn einer, so bist Du berufen, den Platz des Aischylos auszufüllen.“

Diese Weissagung hatte sich im Verlaufe der Jahre für den Dichter der Antigone erfüllt, und mit Dankbarkeit gedacht' er immer jener für ihn so feierlichen Stunde.

Sophokles hatte seinen greisen Freund wiedergefunden; die Jahre hatten nur wenig an diesem geändert, er schien einem Baum zu gleichen, welcher mit jedem neuen Jahre seinen Auferstehungsfrühling feiert. Die beiden Freunde verlebten einige Tage frohen Wiedersehens; Kallinos hatte viel zu fragen, Sophokles noch mehr zu berichten, schier trübe lächelte der greise Jonier, als er hörte von dem immer steigenden Ruhme Athens, und seufzte:

„Was kann ich Dir dagegen bieten? Milet ist nur ein Schatten seiner Macht noch; es ist zum Märchen geworden. Aber bei unserem Gott Apollon, dem Führer des Musenreigens, ich will versuchen, Dir, o Liebling der Musen, ein Gastgeschenk mit auf die Seereise nach Athen zu geben. Ein Gastgeschenk, das, wie ich glaube, einem Dichter nur das Angenehmste sein kann."

„Und dieses wäre?" fragte zweifelnd der athenäische Tragödiendichter.

„Ein milesisches Märchen, voll von erhabenem Tiefsinn, das ich selbst erst vor Kurzem vernommen habe aus dem Munde eines Priesters."

„So eine reizende Liebesgeschichte? Da darf ich kein unaufmerksamer und undankbarer Zuhörer sein. Am Ende bietest Du mir gar den „Stoff" zu einer neuen Tragödie. Ich kann zwar nicht sagen, daß ich just an „Stoffen" Mangel leide; zu groß schier ist die Fülle von Fabeln und Mythen, die ich

in meinem Geiste berge, allzugroß, als daß ich hoffen sollte, sie alle während meines Lebens bewältigen zu können. Und dann — Du weißt selber, wie es dem Dichter meist ergeht. Mit manchem Gedanken, mit mancher würdigen Idee trägt er sich Jahre lang herum, um sie schließlich wegzuwerfen oder gar zu verlieren; während ein Einfall, der ihm gestern anflog, ihn heut und morgen so fest gebannt hält, daß er nicht eher ruht, als bis er diesem Einfall einen Leib gegeben hat, bis ein Kunstwerk in die Erscheinung getreten ist."

„Dieses Poëtengeheimniß," lächelte Kallinos, „ist mir nicht unbekannt. Allein meine Geschichte hat wenig mit der Liebe zu thun, und ich glaube auch, auf dem Theater dargestellt, würde sie sich nur geringen Beifalls erfreuen. Nein, die Geschichte, welche ich Dir jetzt zu erzählen gedenke, ist so recht für uns Dichter allein bestimmt."

„Du machst mich neugierig," entgegnete Sophokles ihm, „wohlan, so beginne! Wird uns der Schatten dieses Lorbeerbaumes mit seinem weißen Bänkchen darunter nicht genugsam schützen gegen die glühenden Sonnenpfeile, während das Meer uns seinen erfrischenden Hauch herübersendet?"

„O mein Lieber, noch bin ich nicht so alt, daß ich das träge Sitzen dem langsamen Auf- und Niederwandeln im Hain hier vorziehen sollte. Falls Du Dich daher nicht ermüdet fühlest, so zieh' ich das letztere vor."

Während die Beiden in dem Myrthen- und Lorbeerhaine, aus deren Grün nahe das weiße Landhaus des greisen Dithyrambendichters hervorschimmerte, nebeneinander auf- und niedergingen, und wobei der hagere Jonier mit dem schneeweißen

Haupte dem kleineren, zierlich gebauten Athenäer gegenüber einen schier priesterlichen Eindruck machte, erzählte Kallinos:

„In jener sagenberühmten Urzeit, wo noch Herakles über die Erdflur hinpilgerte, eine Keule in der Hand, das flatternde Löwenfell um die Schultern, unablässig bemüht, als Sendling des Lichtes die Erde von den Ausgeburten des Dunkels reinigend zu befreien — in jener sagenberühmten Urzeit, wo noch kein Orpheus, kein Linos in die Saiten der Lyra griff zum Preise der Götter, da beschlossen die Himmlischen auf dem Olympos, den Menschen ein Wesen zu erwecken, das ihnen die Dornen des Lebens mit Rosen schmücken sollte und mit einer Fackel voranleuchten durch die dunkeln Gänge des irdischen Daseins.

Wie erstaunten daher die Menschen eines Tages, als sich unter ihnen ein schöner Jüngling erhob, welcher zu singen begann von bis dahin nimmer gehörten, nimmer gesprochenen, dunkel und selten nur geahnten Dingen. Gleich einem Gott war der Jüngling anzusehen. Seine Augen leuchteten wie die Sonne; nur daß, wenn Jemand in diese Augen schaute, er nicht geblendet, sondern nicht müde wurde immer wieder von Neuem hineinzusehen.

Die Menschen nannten ihn Poietes, weil, was er sang, ihm von Keinem überliefert oder gelehrt worden war, sondern weil er es aus den Tiefen seiner eigenen Brust schöpfte. Gar schnell verbreitete sich über seine Herkunft die Sage, daß der himmlische Apollon selber sein Erzeuger wäre. Wohl sang auch dieser Jüngling nur in der Sprache aller anderen Sterblichen, aber wie verwandelt, wie anders klang alles von seinen

Lippen! Neue Gedankenreiche erschloß er ihnen; neue Sehnsuchtsträume, die vielleicht bisher nur in ihren Herzen geschlummert hatten, erweckte er ihnen. Zumal die Jünglinge und die kraftstolzen, selbstbewußten Männer wurden hingerissen, wurden bezaubert von der Macht seiner Weisen. Denn er enthüllte zum ersten Male in göttlich begeisterten Worten ihr eigenes Wesen und Trachten und das Ziel ihres Ringens und Wollens. Dieses nämlich hatten die weisen Götter beabsichtigt: Nicht blind bewußtlos mehr sollten die Menschen hintappen durch's Leben und dem Tode entgegenreifen, sondern voll Bewußtsein über ihre Noth und ihre Gefahren, über das Nichtige des Gepriesenen und Höchstbegehrten und über das, was jenseits der Grenzen des Lebens ihrer wartet im Schattenhause des Hades.

Wie einer, der auf schaumumbrandeter Meeresklippe steht, während er hinter sich die nah und näher kommenden Stimmen der Verfolger hört, mit Bewußtsein hinabspringt in die dunklen Tiefen, um den Verfolgern zu entrinnen, ein kleines, kurzwährendes Leiden dem großen vorziehend: so ungefähr malte er den Verlauf des menschlichen Lebens.

Indem Poietes solchermaßen sang von dem Höchsten und Tiefsten, was bisher nur unbewußt den Busen der Menschheit erfüllt hatte, begannen sich leise Stimmen des Unwillens gegen ihn zu regen. Diejenigen zumal, welche weibisch gesinnt waren oder im schnöden Joche des Weibes lagen, sowie die Weiber insgesammt waren es, welche mit der Zeit auf den göttlichen Sänger ergrimmt wurden.

„Er macht uns die schöne Erde abwendig! Statt nach der goldenen Frucht zu haschen, die greifbar am Baume hängt, fordert er uns auf, die goldenen Wolken am Himmel zu fangen. Was wir achten, verachtet er. Statt des gewissen Heute preist er das ungewisse Morgen!“ — So und noch Aehnliches schrie'n sie.

Die Weiber beschlossen, ihn heimlich zu tödten. Da sie aber den Zorn seines himmlischen Vaters befürchten mußten, so suchten sie ihn zunächst seinem göttlichen Rufe zu entfremden, indem sie ihn halb durch schmeichlerisches Zureden, halb durch Gewalt zwangen, ein Weib zu nehmen, wie jeder andere Mensch.

Wie das Vöglein verstummt in den Tagen, wo aus dem laubverborgenen Neste kein liebliches Singen mehr erschallt, sondern ein heimliches Piepen und ängstlich besorgtes Quieken, so schien auch Poietes in den Honigmonden seiner Ehe die Harfe vergessen zu haben. Erst als ihm das Süßeste widerfahren war, als er ein rosiges Knäblein auf seinen Knieen schaukelte, regten sich wieder in ihm die alten himmlischen Stimmen. Und nur noch gewaltiger erklangen seine räthselhaft berückenden Zaubergesänge. Es schien, als sollte die Menschheit in eine süßeinschmeichelnde Trägheit versinken. Der Krieger ließ sein Schwert verrosten; den Jäger bedünkte es eine Grausamkeit, ein unschuldig blickendes Reh zu verfolgen und mit dem Wurfspeere zu tödten. Die Blume, welche wild am Waldesrande blühte, war sicher, nicht mehr von liebender Hand entblättert oder gar von rauhen Füßen zertreten zu werden. Ja, manchen Jüngling erfaßte selbst beim Anblick

einer reizend entwickelten jungfräulichen Schönheit ein unheimliches Grauen, als wenn er dem Tode in's Antlitz schaute.

Das eigene Weib war unwillig über den Gatten. Und wenn sie ihn bat, von seinem bethörenden Singen zu lassen, so entgegnete er nur, wie aus einem tiefen Traume erwachend, mit einem tiefen Seufzer:

„Ich kann nicht anders!“

Und wenn ihn sein Weib schier gewaltsam auf's Liebeslager niederzog, so erwachte er aus diesem flüchtigen Rausche nur mit doppelt traurigem Herzen . . .

Die Menschen schienen wie Blumen zu werden, sich auf den Fluren träumerisch im Winde schaukelnd, immer nur hörend, aber sich niemals von ihrem Orte entfernend. Da beschlossen die Weiber — und diesmal gedachten sie in ihrer Erbitterung nicht mehr des Apollon! — den Sänger zu tödten, nachdem sie sein eigenes Weib überredet hatten, sich am Morde zu betheiligen.

Als Poietes eines Abends am hohen Meeresstrande dahinwandelte, die Lyra in der Hand, vor sich hinsingend, wie es seine Gewohnheit war, und dabei die Augen zum blauen Sternenhimmel gerichtet, als säh' er dahinter das Antlitz des himmlischen Vaters, stürzten wie rasende Thiere die Weiber wüthend über ihn her und warfen ihn unter wilden Verwünschungen hinab in die dunkeln Fluthen, — so schnell und so plötzlich, daß er in dem Wahne hinabstürzte, als ob ihn rosige Wolken in den Aether hinauftrügen!

Wenige Stunden aber noch vor seinem Tode, als er unter einer Linde Rast gemacht hatte, sang er die folgende Weise,

die unbewußt, wie der Duft aus dem Kelche der Blume, aus seinem Herzen kommend, von seinen Lippen in die unendlich weite Welt verzitterte:

Mir zu Häupten rauscht die Linde,
Wundersame Stimmen flüstern
Durch die ernsten Schattenwipfel.
Und dazwischen silberhelles
Lachen, Singen, Flattern, Summen.
Und die Winde nahn und gehen,
Doch die wilden Düfte bleiben,
Die des Baumes Haupt umspielen.

Und kein Mißklang stört, o Seele,
Deinen schönen Himmelstraum.

Vor mir schweben auf und nieder
Hold des Kornes goldne Wogen,
Draus, betäubend schon sein Anblick,
Sieht der Mohn in Rosengluthen.
Ihm zur Seite, süße Unschuld,
Neigt sich, wie ein zartes Mädchen
In dem Traum der ersten Liebe,
Sinnend eine blaue Blume.

Und kein Mißklang stört die Seele,
Weiter spinnt sie ihren Traum.

Sieh, wie dort ein gelber Falter
Zierlich schwebt von Blum' auf Blume,
Horch, wie aus der Nähe tönet
Einer Grille helles Zirpen.
Fernher dringen auch verworr'ne
Menschenstimmen mir zu Ohren:
Nicht zerreißt die weite Ferne
Dieser Klänge Zaubernetz.

Und mein Herz fühlt seine Bande,
Seine Himmelsfreiheit auch.

Und es fühlt sich wie die Blüthe,
Die aus grünen Blättern schimmert,
Und es fühlt sich wie die Goldfrucht,
Die gereift am Zweige glänzet,
Und es fühlt sich wie der Baum selbst,
Der im festen Boden wurzelt,
Und es fühlt sich wie der Falter,
Welcher über'm Boden schwebt!

Höher schwebe, Gottesseele,
Zu des Aethers blauer Flur!

Zu den Sternen schwebt die Seele,
Erdenklang und Duft verwehen.
An dem großen Weltenhimmel
Glüht die kleine Erde selber
Als ein Stern in weißen Flammen.
Keine Wolken, keine Schatten,
Nur ein leise klingend Tönen —
Unsagbare Weltensprache!

Träume, Seele, selig träume
Deinen schönsten Himmelstraum!

In dem heil'gen, wundererernsten,
Tief geheimnißvollen Wogen
All' der Erde Räthselfragen
Leis verschwimmen und verstummen.
Und mein Herz, wie eine Saite
Nur berührt vom zarten Hauche,
In dem großen Weltenliede
Uferlos hinwallend mitsingt . . .

Heil'ge Nacht! Die Seele träumt
Ihren schönsten Himmelstraum.

In des großen Weltenhymnus
Schwellend weichem Flüsterwogen
Hör' ich mit die Seele klingen,
Mit die Blumen, mit die Wellen,
Mit die wirren Millionen
Nachts befreiter Menschenherzen —
Aus dem großen Weltenhymnus
Nur die eig'ne grenzenlose,
Unvergänglich, nie gewordne,
Ew'ge Gottesseele klingt!

Und was für eine Strafe nun sein Weib traf und diejenigen, welche den unschuldigen Sänger hinabgestoßen hatten?

Apollon verwandelte sie insgesammt in Fichten, welche dem hohen Meeresufer benachbart, ewig wimmern und aufseufzen müssen, sobald ein Sturmwind, vom Meer herkommend, durch ihre Reihen zornvoll dahinbraust.

Apollon selber aber und die andern olympischen Götter sahen ein, daß, wenn es erlaubt ist, dieses zu sagen, sie, die weisen Götter, einen himmlischen Irrthum begangen. In schnödester Verblendung hatten die Menschen die höchste Gabe, welche ihnen zu Theil werden konnte, und die ihnen durch des Sängers Mund verkündet worden war, von sich geworfen.

Apollon aber bedauerte vor Allem seinen schönen, kleinen Enkel, welcher daheim in seiner Wiegenschwinge lag, frühe nun der beiden Eltern beraubt und in den Augen der Menschen mit dem Fluche beladen, der Sohn eines solchen Vaters

zu heißen. Denn gar schnell hatten die Menschen sich wieder ihren alten Gedanken und Beschäftigungen zugewandt: Das Schwert triefte von Blut; das Reh wußte nicht, wo bleiben vor den hartherzigen Verfolgern: die Blume starb achtlos zertreten am Wege — und die Weiber waren reicher denn je mit Kindern gesegnet.

Unendliches Mitleid faßte den Gott über das Geschick des unschuldigen Knäbleins, und in seiner unendlichen Güte, die freilich nur den Göttern und den höchstentwickelten Menschengeistern verständlich, ergreifbar ist, beschloß er, das Kind noch in der Wiege zu blenden.

Gleichsam als Stab und treuen Geleiter auf der Bahn des Lebens, bestimmten die Götter, ihm ein Wesen zur Seite zu stellen, das aber von himmlischer Abkunft sein sollte, geschlechtlos und unsichtbar für die Augen der Menschheit. Während dieses Wesen unsichtbar zur Seite des Blinden ihm den Pfad wiese, sollt' es seine Seele zugleich mit lieblichen Bildern erfüllen. Diesen Knaben von himmlischer Abkunft, der, wenn auch geschlechtslos, doch das Ansehen eines Knaben hatte, und welchen die goldne Kypris dem Apollon geboren, nannten die Götter Phantasos. Mancherlei Gaben wurden ihm bei seiner Geburt von den himmlischen Göttern zu Theil. Während ihm Hephaistos das unsichtbar machende Gewand bereitete, während ihm Zeus die Unsterblichkeit verlieh, gab ihm der eigene Vater das schönste Geschenk, indem er ihn auf die Stirne küßte. Auch Pallas Athene, seine Mutter Kypris und die Hera zumal gaben ihm, was ihnen für ihn das Beste, das Schönste, das Weiseste zu sein dünkte.

Nachdem Phantasos auf solche Weise mit allen Vorzügen der Göttlichkeit und des unsterblichen Lebens ausgestattet worden war, geleitete ihn Hermes zur Erde hinab, zu des Poietes blindem Sohne, welcher inzwischen zum Jüngling herangereift war und ferne den Menschen ein einsames Leben führte unter den Vögeln und Thieren des Waldes.

Längst hatten die Menschen das grausame, unschuldige Geschick des Vaters Poietes vergessen. Aber den Sohn, welchen die Söhne jener Weiber gleichfalls Poietes nannten, wurden sie nicht müde, zu preisen und zu bewundern.

Zumal in den Augen der Weiber war dieser ein gerne gesehener Fremdling.

Der blinde Poietes aber sang nicht mehr von dem, was er *sah*, was er *wußte*, sondern von dem, was sein inneres Sonnenauge schaute.

Wer mußte nicht den schönen Jüngling verstehen, wer ihm, zumal von den Weibern, nicht seine Schwärmerei verzeihen, wenn er Verse sang wie die folgenden:

— Weltfroh, himmelvergessend,
Bald wie ein Falter
Gaukeln von Blume zu Blume,
Bald wie ein Adler
Aufschweben gewaltigen Fluges
Zu den rosigen Gärten des Aethers
Und dort
Einsam ruhen und schweben,
Weltunbekümmert und himmelsselig:

O schönstes Doppelleben des Menschen,
Beneidenswerth und den Göttern vergleichbar!

Aber trat er mit Versen, wie den folgenden, nicht wieder in die Spuren seines unglücklichen Vaters? —:

— O Welt, du düstere Sphinx,
Du bist wie eine verschleierte Schöne:
Ich erfasse dich nie,
Ich ergründe dich nie
Am sonnefrohen Tage;
Doch, nachtumfangen die Augen,
In deiner Umarmung
Trunken, taumelnd, begeistert,
Da, unsichtbar
In deiner grenzenlos reizenden Nacktheit,
Da hab' ich dich,
Da halt' ich dich . . .
So lange die Nacht währt.

Indessen solche Weisen verhallten schnell wieder, weil selten verstanden. Dagegen machten ihn Liederchen; wie die folgenden, ganz zum Liebling der Frauen:

— Wie zwei Rosen an einem Strauch
Ist ein liebendes Paar bei Nacht,
Da beschleicht sie leise der Tag —
Gleich der fremden und rauhen Hand
Pflückt er sie, und die beiden sind
Nicht ein
Einziges Wesen mehr.

Oder:

Mag sich berühmen der Weise,
Nie hab' ihn das goldene Netz
Der Kypris geschmeichelt in ihren
Weichwogenden, üppigen Arm.

Doch wehe dem Sohne der Musen,
Den nimmer umschmeichelnd bethört
Das sinnige Auge der Schönheit,
Der Liebe verlockender Reiz!

Das sinnige Auge der Schönheit,
Der Liebe verlockender Reiz
Erlösen das Dichtergemüth nur
Aus schweigengefesseltem Bann.

Und später noch, als wie Reif das Haar auf seinem Haupte schimmerte, und als er gebückt an seinem langen Wanderstab einherschlich, lauschten Alle gern seinen lieblichen, wundersam tröstenden Weisen und nahmen ihn auf in ihre Behausung.

Den himmlischen Götterknaben Phantasos, der in ewiger Jugend, keiner irdischen Nahrung bedürfend, unsichtbar den Menschen neben dem Sänger wandelte, ihn gewahrten sie niemals; sie fühlten nur seine Nähe. Mit ihm unterhielt sich der Sänger auch nur, wenn er allein war, sei es im Walde oder am einsamen Meeresufer oder des Nachts auf dem Schlafpfühl. —

„Dies, mein lieber Sophokles," sagte der Greis nach der Beendigung seiner Erzählung, „ist das milesische Märchen, welches ich Dir mit auf den Weg nach Athen gebe als Gastgeschenk. Auch Du hast einmal in einem der herrlichen Chorgesänge Deiner „Antigone" einen Ton angeschlagen, der, wie mich dünken will, an jene seltsamen Weisen des ersten, des noch sehenden Poietes anklingt."

„Und," fuhr, die Hand ihm drückend, ernst lächelnd der jüngere Dichter fort, „mich will bedünken, als ob Phantasos

selber Dir zugeflüstert habe, was Du mir soeben erzähltest. Auch ich will immer auf der Bahn des zweiten Poietes wandeln. Rosen auf des Lebens Abgrund! In den Schranken schöner Menschlichkeit zu bleiben, das zu predigen sei die Aufgabe der Künstler!"

Und, von der Muse begeistert, fügte er hinzu:

„Des Menschen Leben ist ein goldner Augenblick,
Und doch wie groß, um menschlich Großes da zu thun!
Nie müde wie auf einem Eiland leb' er drin —
Die Ferne reizt, doch selten bringt sie ihm Gewinn!"

Die Pest zu Athen.

Auf dem Verdecke eines athenäischen Kauffahrers, der segelfertig aus dem Peiraieus in See stach, um milesische Teppiche und andere kleinasiatische Kostbarkeiten gegen Erzeugnisse des attischen Fleißes einzutauschen, standen zwei Jünglinge. Lange blickte der Eine nach dem geliebten Athen hin; Thränen rannen ihm unaufhaltsam über das Antlitz; dann riß er den schmalkrämpigen Petasos vom Haupte, und das kurzgeschorene Haar vom Windhauch umspielt, sprach er:

„O lebe wohl, über alles geliebte Heimathstadt! Wer weiß, ob ich dich widersehen und was ich wiedersehen werde von deiner Macht und deiner schimmernden Größe!"

Der Andere suchte ihn zu trösten.

„Vertraue den Göttern!" sprach er. „Siehe, was haben sie nicht über meine Vaterstadt Milet Unheil herabgeschleudert, und dennoch immer wieder entrang sie sich den Tiefen des Elends. Glaube mir, wenn nun auch noch einmal die Pest bei Euch in Athen zu stärkerem Ausbruch gelangte, so daß Du, wie mancher Andere, flüchten mußtest, um nicht noch zu guter-

letzt ihr Opfer zu werden: glaube mir, ihre Kraft wird wieder erlöschen, ein neues, sonneheiteres Leben wird dort blühen, wo jetzt unheimliche Todtenstille brütet, flammende Scheiterhaufen die Nächte schaurig erhellen!"

„O Freund," fiel ihm der Andere schmerzlich ein, „siehst Du die Stadt noch? Ihn, welchen sie den Olympier nannten, verschonte selber die Pest nicht. Nimmer weis' ich die düsteren Ahnungen von mir. Nur als Vorbote größeren Unheils nahte die Pest unserer Stadt. Mit dem Scheiden des Perikles verließ uns auch der Genius von Hellas. Wir haben jetzt den lange gefürchteten, den lange erwarteten Krieg mit Lakedaimon. Und wem wird die Beute des Sieges zu Theil werden? Ich fürchte, nicht uns, noch Sparta, noch einem anderen Hellenenstamme. Irgend eine Barbarenmacht wird ihre Gewalthand auf Hellas legen. So war es von jeher."

Der milesische Freund aber, um den athenischen Jüngling seinen düsteren Gedankenbildern zu entreißen, begann von Neuem:

„Ich ehre Deine Trauer. Indessen verzeih mir meine Neugier. Und wenn Du kannst, Du nur vermagst es, so befriedige sie. Wie Du weißt, kam ich nach Athen, um die Melissa nach Milet zurückzurufen. Ich habe sie aber nicht von Auge zu Auge gesehen. Nur verwirrende Bruchstücke von ihrem Lebensgeschicke in Athen vernahm ich. Der Name Deines Bruders Ariston wurde in dieses Lebensgeschick hineinverwebt. Diese Geschichte klang mir aber zu seltsam, als daß ich ihr hätte Glauben schenken sollen."

„So vernahmst Du wirklich noch nicht die ganze Wahr-

heit dieser traurig-schönen Geschichte?", fragte ihn zweifelnd und lächelnd der Bruder des Ariston.

„Nein! bei den Göttern!" entgegnete Jener.

„Wohlan, Deine freundliche List ist geglückt. Indem ich Dir jetzt das Schicksal meines Bruders Ariston erzähle, will ich versuchen, den Schmerz zu vergessen, den mir der Abschied von meiner Heimathstadt im Busen erregt hat."

Auf einem Haufen von Tauen, die um den Fuß eines Mastes herumlagen, ließen sich die Beiden nieder. Der Athenäer aber begann zu seinem jonischen Gastfreunde:

„Schon lange hatte die Pest in Athen gewüthet. Nichts schien ihrem unheimlichen Hunger weder zu heilig noch zu gemein. Hier suchte sie das Haupt eines edlen Erechtheuspriesters, dort begnügte sie sich mit dem Hundeleben eines Sclaven. Ja selbst die edelste Blüthe alles Hellenenthums hatte sie nicht verschont. Schon flammten unzählige Scheiterhaufen an den Ufern des Ilissos; die Luft war verpestet. Alle Bande des Gehorsams und der Liebe schienen gelöst. Niemals hatte der sonnenheitre Athenäer eine so düstere, schnell hinraffende Krankheit gesehen. Und Hippokrates selber, der größte der hellenischen Aerzte, der in jener Zeit zufällig in Athen verweilte, gestand ein, daß alles Thun von Menschenhand vergeblich wäre, daß man sich stumm fügen müßte in die Schickung der Götter.

Während so Jammer und Wehklagen die Straßen Athens erfüllten, gab es für meinen Bruder noch nicht allzu gewichtige Gründe, um seinem Schicksal zu grollen. Die Pest hatte ihm wohl sein einziges Töchterchen genommen, aber es war ihm

der Trost geblieben, daß seine liebe Gattin Domarete wieder vom Krankenlager erstand. Zwar weggehaucht war von ihrem einst so lieblichen Antlitz der Zauber der Schönheit, doch stärker ist in solcher Lage der Zauber der Liebe, das Band der Dankbarkeit, die Macht der Gewohnheit.

Ariston opferte dankerfüllt den Göttern für die Rettung seiner Frau. Er jauchzte zu früh. Ihn selber berührte die Pest mit ihrem giftigen Finger. Da die meisten Sclaven und Dienerinnen im Hause des Ariston entweder selbst von der Krankheit dahingerafft oder entflohen waren, sah sich Domarete gezwungen, den Kranken selber zu pflegen. Sie that es gern, mit hingebender Zärtlichkeit.

Die von der Pest Befallenen pflegen an fortwährender Hitze zu leiden; ihr größtes Sehnen ist immer nach eisiger Kälte und nach frischem, kühlendem Wasser. Domarete errichtete daher dem Kranken eine Lagerstätte im Peristyle.

Den schaudervollen Verlauf der Krankheit kennst Du selber. Ariston magerte zusehends ab. Die Augen fielen ein; Beulen und große Flecken bedeckten das Antlitz, bedeckten den ganzen Leib. Nichts halfen die Flammengarben aus den mächtigen Candelabern, die ringsumher im Peristyl aufgestellt waren.

Beim Anblicke des Kranken und entstellt Daliegenden mußte einmal und öfter Domarete ihrer eigenen, nun gewichenen Schönheit gedenken.

„Ich will Dich treu pflegen," sagte sie, „auch wenn ich häßlich geworden bin!"

„Häßlich?" fragte stöhnend der Kranke und suchte ihre Hand zu erfassen. „Häßlich? Wie kommst Du auf den selt-

samen Gedanken? Ich will dem Asklepios dankbar sein, wenn er mich rettet aus dem Munde der Pest, und wenn er mich noch lange in Dein Auge sehen läßt. Habe Du nur Erbarmen mit mir!"

Das Weib des Ariston befand sich in grenzenlos hilfloser Lage. Von ihren Sclaven und Dienerinnen verlassen, mußte sie die niedrigsten, meist großen Ekel erregenden Arbeiten selber besorgen. Da gedachte sie ihrer still hingelebten, ruhigen Jugendtage.

„Womit habe ich das verdient?" begann sie heimlich zu grollen. Dazu kam, daß der Kranke in Folge seines Leidens die Zufriedenheit einbüßte. Er fand hier und dort auszusetzen, er klagte. Bald legte ihm seine Frau das Kopfkissen zu hoch, bald zu niedrig; er schickte sie weg, um, wenn sie wieder zurückgekehrt, zu klagen, daß sie ihn verlassen hätte.

Verlor Frau Domarete die Geduld? Sie war empört über die ungerechten Vorwürfe und Klagen; sie vergaß, daß von den Lippen ihres Mannes eben der tückische Dämon der Krankheit sprach.

Noch war der Wendepunkt des Leidens nicht eingetreten. Wilder und rasender geberdete sich der Kranke. Kaum vermochte die Frau ihn noch zu bändigen. Es kam so weit, daß Domarete nur noch widerwillig den Anblick des Gatten ertrug.

„Wenn er gesundet und so bleibt?" fragte sie, sich schüttelnd vor Schauder. Sie wagte sich diese Frage nicht zu beantworten.

Während der Kranke in einen leichten Schlummer hingesunken war, gedachte sie der Stunde, wo einst ihr Vater zu

ihr gesagt hatte: „Du wirst den reichen Ariston zum Gatten bekommen.“

Sie erhielt ihn und hatte friedlich mit ihm gelebt.

Da kam im Verlaufe der Krankheit eine schaurig grauenvolle Nacht. In wildem Fieberwahne erhob sich der Kranke vom Lager. „Den Kephissosstrom her!“ schrie er, „damit ich meinen Durst ertränke! O, wie das brennt, o, wie das brennt in meinen Eingeweiden!“

Domarete versuchte vergeblich, ihn auf's Lager zurückzuführen. Während der Kranke, sich wehrend und heftig sträubend, wieder seinen Leib erhob, während dem Weibe das Antlitz ihres pestkranken, grauenhaft erschreckenden Mannes entsetzlich entgegengrinste wie ein Gorgonenhaupt, da war sie es müde geworden, die letzten Funken der eigenen Kraft aufzuwenden, um den Mann zu bewahren vor dem unrettbaren Tode. Entsetzt lief sie hinweg und eilte dem väterlichen Hause zu, dort erklärend, es wär' ihr unmöglich, den Kranken ferner zu pflegen, zu bändigen — außerdem, in diesem Augenblicke möchte sich wohl schon eine Cisterne des Unglücklichen erbarmt haben!

So sprach Domarete.

Der kranke Ariston aber, welcher halbnackt auf die Straße hinauseilte, wär' ohne Zweifel in die erste beste Cisterne gestürzt, um darin elend zu ertrinken, wenn nicht zufällig die Milesierin Melitta, schleierverhüllt, von zwei Sclaven begleitet, am Hause des Ariston vorübergekommen; sie war grade von einem Festmahl bei einem reichen, jungen Freunde auf der Rückkehr nach ihrem eigenen Heime begriffen.

Melitta kannte den Ariston gar wohl. Vor Jahren, als

er noch unvermählt gewesen, hatte er manche Stunde mit ihr in Freundeskreisen verlebt, in jenen Gesellschaften, deren geistsprühende, schönheitstrunkene Unterhaltung uns noch heute ein Xenophon und Platon ahnen lassen.

Später hatte Ariston die leichtblütige Hetäre vergessen, nimmer denkend, daß er in dem Herzen dieser blühenden Schönheit, dieses so edelgemutheten Mädchens ein tieferes Gefühl erweckt, ein bleibendes Andenken zurückließ; Ariston besaß nicht jenes lautlärmende, fröhliche Gebahren, jenes bacchisch wilde Schwärmen, das nur allzu rasch ermüdet und verflackert; er war meist still, zurückhaltend, anhänglich indessen, beim Mahle mehr erfreut über die Freude der Andern. Diese Eigenschaften waren der scharf blickenden Melitta nicht entgangen. Oft hatte sie ihn wohl durch besondere Gunstbezeugungen vor den Uebrigen ausgezeichnet, allein als die „Zeit der Jahre" kam, zog er sich zurück und wählte, seiner persönlichen Stellung und seiner bürgerlichen Pflichten gedenk, sich aus vornehmem Geschlechte ein Weib, die Domarete, oder er ging, wie der attische Volkswitz sagte, hin, „sich eine Kuh zu kaufen".

„Bei der Hera, eine würdige, athenäische Hausfrau!", rief die Hetäre von Milet noch der davoneilenden Domarete nach, welche der schmähenden Worte nicht weiter achtete.

Melitta selbst aber, von ihren beiden Sclaven unterstützt, führte den Kranken gewaltsam auf's Lager im Peristyle zurück, ihn durch Wasser und schmeichelndes Zureden besänftigend.

Da Domarete nicht wiederzukehren schien, fühlte sich Melitta als Herrin des Hauses, ein Gefühl, das ihr nur der Gedanke an die hausflüchtige Gattin des Ariston eingab, ein Gefühl,

das bei dem Gedanken an die ihr zu Theil gewordenen Hauspflichten ebenso schnell wieder verwehte.

Doch was kann ich Dir erzählen von den vielen Nächten und Tagen, die sie an seinem Lager durchwacht hat? Wohnte im Schmeicheldrucke ihrer Hand, wohnte im Strahl ihres Auges eine geheimnißvolle Macht, daß der Kranke ruhiger wurde? Die Krisis war überwunden. Sorgfältige Pflege, dann allmähliche Gesundung.

Schon nahte die Krankheit ihrem Ende. Nach einem tiefen, lange nicht dagewesenen, erquickenden Schlummer schlug einmal der Kranke die Augen auf. Die Klarheit der Besinnung schien ihm wiedergekommen. Er sah Melitta an. Er konnte nur lächeln. Kein überraschtes Erstaunen in seinem Antlitz. Aber die geistvolle, herzerfahrene Milesierin las in seinen Mienen, was zu gleicher Zeit in seiner Seele vorging. Sie hatten sich Beide verstanden. Er schüttelte traurig das Haupt und reichte ihr dann matt wie zum Danke die Hand hin.

Es war das letzte Mal, daß er die schöne Melitta mit seinen Augen sah. Aber tief in die Seele sollte ihm für immer eingeprägt bleiben ihre wunderholde Erscheinung. Denn als er wieder genesen war und das Lager verlassen konnte, da war aus dem einst so jugendschönen, starken Manne ein schwaches, gebrechliches Wesen geworden, mit schneeweißen Haaren, erdfahlen, eingefallenen Wangen und mit Augen, die sich nicht mehr der Strahlen des Helios erfreuen konnten.

So groß die Liebe Melittas war, sie hatte nicht den kalten, bösen Lufthauch bemerkt, der eines Abends über sein Antlitz

wehte, ihm zur augenblicklichen Lust und Erfrischung, zum ewigen Schaden für später.

Hatte auch Domarete, die, wie ich schon erzählt, zu ihren Eltern zurückgekehrt war, Vorwürfe zuerst von diesen hören müssen, weil sie den Gatten schmählich verlassen, so wurde sie doch daheim geduldet. Ja, die Mutter wußte sogar das Benehmen ihrer Tochter zu rechtfertigen. Eine solche Krankheit schien eben alles zu entschuldigen.

Kaum aber erfuhr Domarete von der Genesung ihres Gatten und von der Pflege der Melitta, da regte sich in ihr das Gefühl des Neides, der Verachtung gegen die edle Milesierin. Verachtung? Ich glaube Beschämung. Sie beschloß, zurückzukehren in das Haus des Ariston, sie wollte wieder die Rechte der Gattin einnehmen, die Milesierin aber mit keifendem Worte von hinnen jagen.

„O Hera," seufzte sie in eitlem Hochmuth, „wie konnte eine leichtsinnige Tochter der Aphrodite meinen Dir geweihten Hausaltar entweihen?"

Sie traf Melitta zufällig im Peristyle. Die Jonerin wußte, um was es sich handeln werde; sie wußte auch, daß Domarete Rechtmäßiges zu fordern hatte. Unter Thränen den erblindeten Ariston küssend, sprach sie:

„Lebe wohl denn, geliebter Mann, den ich nie vergaß und niemals vergessen werde seit dieser Krankheit. Meine Pflicht hab' ich gethan, wie mir die reine, selbstlose Liebe zu Dir gebot; nun heißt mich das Gesetz, Dein Haus wieder verlassen. Es tritt Dein Weib an die Stelle derjenigen, welche eben noch

boshaft leise, als Du just herzukamst, von ihr eine Buhlerin genannt wurde!"

Heftiger erregt durch dieses Wort, fuhr sie fort:

„Lebe wohl, Ariston! Und Du, häusliches Weib, Domarete, lerne von der Hetäre Melitta, wie ein Weib immer um die Liebe ihres Gatten zu buhlen hat!"

Mit diesen Worten versuchte sie, ihre Hand zu befreien, welche Ariston bisher festgehalten hatte. Sie wollte gehen, doch Ariston, noch schweigend, hielt sie fest. Keine von den beiden Frauen konnt' aus seinem Antlitz lesen, welchen Kampf seine Seele kämpfte, und wie schnell dieser Kampf zu Gunsten der besseren, edleren Sache entschieden war.

Unwillig wandte sich schon Domarete an ihren Gemahl.

„Wie?" sagte sie zornig erglühend, „einer fremden Hetäre gestattest Du, daß sie Dein eigenes Weib im eigenen Hause beschimpft?"

Ruhig aber entgegnete jetzt Ariston:

„Jetzt, in diesem Augenblicke, o Domarete, beschimpfst Du mein Weib in meinem Hause. Was Du an mir gethan und wie Du gehandelt, erfuhr ich nicht vom Munde Melitta's; ich hab' es errathen. In meiner höchsten Noth hast Du nicht als mein Weib gehandelt. Diese aber handelte als solches, bereit ihr Leben dem meinen zu opfern. So will ich ihr denn auch der Liebe Lohn nicht verweigern. Melitta, Deine Treue hab' ich erprobt! Wird Dir genügen, was ich Dir noch bieten kann?"

„Edler Ariston!" konnte sie nur unter Thränen sagen und fiel ihm um den Hals.

Domarete aber verließ wüthend das Haus, in welches sie

trotz der versuchten Vermittlungen der Eltern wie mancher Freunde nicht wiederkehren durfte. Die Ehe wurde gelöst, und wo einst Domarete waltete, herrscht heute Melitta am häuslichen Herd des Ariston.

Keinen Athenäer giebt es, der nicht auf Seiten der edelmüthigen Melitta stände, mögen auch manche ehrbare Weiber heimlich boshaft sagen, nur durch List oder durch thessalische Zaubermittel habe die schöne Milesierin das Herz des sonst so „vernünftigen" Ariston erobert.

Und wahrlich, bei der Hera! Keinen rührenderen und mehr herzerfreuenden Anblick kann es geben, als wenn die Beiden dahinwandeln durch die Straßen: er, der Blinde mit den schneeweißen Haaren, an der Seite einer blendenden, jugendschönen Erscheinung; keinen schöneren Anblick, als wenn sie auf einer Bank im Olivenwäldchen am Ilissos rasten und der rauschenden Musik der Blätter und der Wellen lauschen, sowie auch den herrlich schlagenden Nachtigallen; deren Weisen erklingen immer so sehnsuchtsvoll süß, wie die Worte, welche ihren liebevollen Herzen entströmen. Und immer noch kann Ariston die Liebesgluth der Melitta erwidern; ist er doch nur scheinbar ein Greis; er ist wie der Aetna auf Sicilien: auf dem Haupte Schnee, doch tief innen, im Herzen und in den Gliedern, noch Feuer und Mark.

Dies ist die kurze, wahrheitstreue Geschichte von meinem Bruder Ariston und der schönen Milesierin Melitta. Dir aber meinen Dank, o Freund. Denn das Trauergewölk von meiner Stirne hast Du verscheucht. Sieh, wie sie purpurgoldig blinken, die Wellen des ägäischen Meeres! Heissa, Pallas Athene!

So hatte der junge Athenäer sein schwermuthvolles Gemüth erleichtert.

Sich aber mit seinem Freunde erhebend und nach jener Himmelsrichtung blickend, wo die der Kypris heilige Insel mit Paphos, Amathus und Idalia liegt, sprach er noch, begeisterten Sinnes:

„Mögen uns die Götter mit Blindheit schlagen, so vergönnen bisweilen doch auch dieselben Götter, daß selbst ein mit Blindheit Geschlagener des Lebens höchstes Kleinod finde: die Liebe!“

„Bei der goldenen Aphrodite! So viel Elend und Trauer auch die Menschen heimsuchen mag, Eros ist ewig, ihm gehört das Heut' und das Morgen!“

Frau Aphrodite.

Erstes Capitel.

Der Philosoph von Naxos.

In dem Garten seines schlichten Landhauses unter einer Platane saß Eurynomos, ein Philosoph aus der Schule des Sokrates. Er blickte sinnend zu Boden und schüttelte bisweilen sein kahlköpfiges Haupt, das nur an den Schläfen mit wenigen, spärlichen Haaren bewachsen war, als wollte er mit diesem Kopfschütteln unliebsame Erinnerungen hinwegscheuchen, welche sich gleichsam unter seiner großen Stirnplatte festgenistet hatten: Da vernahm er von fernher das Geräusch ruhig und sicher auftretender Füße. Er blickte auf: Sein Lieblingsschüler im kurzen Mantel und auf dem Haupte mit dem kleinen Petasos, unter welchem das kurzgeschorene, reiche Haar hervorquoll, kam auf ihn zu. Schon hatte er die Holzbrücke hinter sich, die über einen Bach führte, das Besitzthum von zwei Seiten gegen unberufene Eindringlinge schützend; der Schüler ging an einem riesigen Pappelpaare vorbei und hinauf den Garten, welcher einen sich sanft neigenden Abhang einnahm.

Dort auf der höchsten Stelle des Gartens, wo die Platane stand und daneben das krystallklare Bächlein plaudernd hinabrann, trat er vor seinen Meister hin und begrüßte ihn mit kräftigem Handdruck. Er konnte aber ein ironisches Lächeln nicht unterdrücken. Dieses entging dem Eurynomos nicht. Er hieß den Schüler Platz nehmen neben sich auf der Bank und begann sogleich zu reden:

„Du hast mich heut' im Morgengrauen aus dem Hause der Pasikompsa schleichen sehen. Auch ich habe Dich wohl bemerkt; Du trugst noch den Rebenkranz des Dionysos auf dem Haupte; Dein spöttisches Lächeln ist mir gleichfalls nicht entgangen, als Du mit Deinen schwärmenden Zechgenossen an mir vorbeizogst. Wenn Du so schnell, ohne mich anzureden, an mir vorbeihuschtest, so wolltest Du Dir in treuer Sinnesart den Anschein geben, als ob Du mich nicht gesehen hättest? Doch bei der Pallas, deren Dienste ich mein Leben geweiht, Du hast Dich geirrt! Da Du mich aber in einer so seltsamen und eines Philosophen vielleicht unwürdigen Lage gesehen hast, so darf und will ich Dir den Grund nicht verschweigen. Vernimm das Schicksal meines Lebens!

Wie Du weißt, bin ich kein eingeborener Athenäer, wenn auch Eure Pallas Athene schon von Jugend an meine Göttin gewesen. Meine Heimath ist eines der sonnigen Eilande im ägäischen Meere, jene Insel, wo Theseus dereinst die Ariadne verlassen hat — ich bin aus Naxos.

Da ich reich geboren war und zu der Blüthe des Adels gezählt wurde, trat die zwingende Noth des Lebens nicht an mich heran. Ich suchte nur das und lebte nur dem, was mir

einen Genuß bereiten konnte. Zwei Genüsse waren es vornehmlich: Die Wissenschaft und die Bildnerkunst: denn Du mußt wissen, der neue Anhauch, der Euch Athenäer seit der Wirksamkeit des Perikles beseelt, wehte überall hin, wo nur hellenische Sprache klang. Ich war vielleicht in Naxos der beste Kunstverständige oder wurde wenigstens als solcher ausgegeben. Wollt' ein junger Bildner über sein Erstlingswerk ein unbefangenes, parteiloses Urtheil hören, so rieth ihm sein Meister selber: „Rufe zu Dir den jungen Eurynomos! Eurynomos ist viel gereist, er sah und kennt die Werke des Pheidias, seiner Schüler Alkamenes und Agorakritos, er kennt die Meister der peloponnesischen Schule, und welche Größen es sonst geben mag, drüben auf dem Festlande, dem herrlichen Hellas!"

Eben diese Kunstliebhaberei sollte mir zum Verderben gereichen.

Auf meiner letzten Reise nach Milet, wohin ich mich zugleich in politischen Angelegenheiten für meine Vaterstadt begeben hatte, lernt' ich ein junges Mädchen kennen aus einem der vornehmsten Adelsgeschlechter der Stadt. Wenn sich auch daheim die Eltern und die Freunde dagegen sträubten, daß ich eine Ausländerin, die schöne Chrysilla, zum ehelichen Weibe nehmen wollte, so gaben sie mir doch schließlich nach: Galt ich doch den Meisten schon als Sonderling, weil ich unerschütterlich fest in meinen Vorsätzen war, weil ich in Folge meiner Reisen so manches beschränkende Vorurtheil abgestreift hatte und zumal weil ich mich befleißigte, alles mit größter Ruhe zu erwägen und auszuführen.

So mußten sie nachgeben, und die kleine, üppige Chrysilla wurde mein Weibchen.

Unsere Ehe versprach ein ewiger Honigmond zu werden, sie glich dem blauenden Frühlingshimmel über unsern Gewässern. Und bei der holdanlächelnden Kypris! wenn ich mit meinem Weibchen dasaß in weinumrankter Grotte hoch auf einer Terrasse am Meere, wenn ich dann in liebestrunkener Stimmung hinabschaute in die blauen, delphindurchschwommenen Wogen, in der Ferne und doch so nahe die Meereilande mit ihren geheimnißvoll mahnenden, dunkeln Waldhöhen: Dann fühlt' ich mich unsagbar glücklich! Zum ersten Male vergaß ich über mein Glück nachzudenken. Im Kuß entlud sich alles, was mein Herz durchzitterte. Du lächelst? Gewiß, heute bin ich kein Schwärmer mehr; aber es ist gut, wenn der Philosoph auch dieses durchlebt hat.

Nur aus dem Vielwissen kommt die Weisheit, die, wie ich glaube, gerade durch das Gefühlsleben am meisten bereichert wird, wie ich nicht anstehen würde, den einen Gott oder die Gottheit zu nennen — den, der alles wissend fühlte!

Damals hatt' ich keinen Grund, die Götter zu beneiden. Mein Naxos däuchte mir die Insel der Sel'gen.

Was hat uns doch der vielgereiste Abderit Herakleitos von einem Thrakerstamme berichtet? Wenn Einem von ihnen ein Kind geboren würde, versammelten sich die Einwohner des Dorfes und sängen Klagelieder auf das zum Leiden geborene Wesen; beim Tode eines Menschen würde dagegen ein fröhliches Festmahl veranstaltet und der Todte beglückwünscht, der aus dem wüsten Gelärme des Lebens hinabgestiegen wäre

in die ewige Stille des Todes. Diese Thraker sind zwar nur Barbaren, doch ich finde in diesem Brauche eine philosophische Tiefsinnigkeit, die sie gewiß unbewußt ahnen.

Ich aber als lebensfroher Hellene, — der ich, wenn auch in anderer Weise, immer bleiben werde, — freute mich meines Geburtstages, wie die anderen lieben Kinder der Erde. Mit dem süßen Gedanken, welche Ueberraschung mir meine Chrysilla bereiten werde, schlief ich ein in der letzten Nacht meines neunundzwanzigsten Jahres.

Mit heiterstrahlendem Antlitz erwacht' ich am andern Morgen. Mein Weibchen kam mir beglückwünschend entgegen. Im kühlen Peristyl nahmen wir ein kleines Frühmahl ein. Eh' uns die Verwandten und Freunde mit ihren Beglückwünschungen überfallen konnten, führte sie mich noch in der Frühe in den thaufunkelnden Garten. Ich war neugierig, gespannt; sie lächelte geheimnißvoll und schwieg. Achtlos ging ich heute vorüber an den Werken der Bildnerei, die ich mir gesammelt und zerstreut im Garten hatte aufstellen lassen. Wir kamen zu der weinlaubumrankten Grotte am Meeresstrande.

Durft' ich meinen bestürzten, lichtgeblendeten Augen trauen? Dort vor der Grotte, mit den Augen in die duftige Nacht des Grottenraumes blickend, stand eine Aphrodite aus parischem Marmor.

Meine Frau mit der Rechten umschmiegend und ihren Busen mit innigem Dankesgefühle drückend, blickt' ich zugleich dem herrlichen Marmorgebilde in's Antlitz.

Erschrocken ließ ich plötzlich mein Weib los.

Unsere Blicke trafen sich.

Ohne ein Wort zu sagen, nahm ich meinen kurzen Mantel, hüllte damit die Göttin ein und begann darauf trockenen Tones:

„Chrysilla, sieh, wie die Göttin vor Scham erröthet! Das rosige Roth auf ihren Wangen, das sanfte Geschimmer, welches ihren ganzen Leib rosig durchgluthet, das ist kein Spiel der glitzernden Sonnenstrahlen mit dem zart durchsichtigen Marmor — o nein, bei der Hera, meine liebe Chrysilla, die Göttin erröthet vor Scham, einem Fremden die Schöne ihres nackten Leibes zeigen zu müssen!"

Damit ließ ich sie allein und kehrte in mein Haus, in's kühle Peristyl zurück.

Chrysilla, die meine Kunstliebhaberei kannte, hatte mir eine besonders erfreuende Ueberraschung darbieten wollen, und darum einem unserer heimischen Bildner Modell gestanden. —

Allein Chrysilla vergrub sich nicht weinend in ihren Frauengemächern, wie man hätte glauben sollen, sondern schnell folgte sie mir in's Peristyl nach und überschüttete mich mit Vorwürfen der Kälte, der Gefühllosigkeit, der Undankbarkeit. Indem ich diesen Vorwürfen lauschte, gewahrt' ich zum ersten Male, daß ihr meine Liebe bisher nicht Genüge geleistet hatte. Das Weib, ohne es zu wollen, hatte sich selber verrathen. Ruhig blieb ich gegen ihre Schmähungen und zuletzt gegen ihre Klagen und Thränen.

Sie fühlte, daß sie von diesem verhängnißvollen Tage ab meine Liebe verloren. Auch kannt' ich selber den jungen, leichtsinnigen Bildner zu gut, welcher das Aphroditebild gefertigt hatte.

Zunächst unternahm ich wieder eine Reise nach Athen. Ich lernte hier den Sokrates kennen. Wenn ich auch aus der Schule der Sophisten kam und selber ein eingefleischter Sophist war, bezauberte mich doch bald die neue Methode dieses Mannes derart, daß ich beschloß, für immer nach Athen überzusiedeln. Meine heimischen Angelegenheiten zu ordnen, kehrte ich nach Naxos zurück. Chrysilla hatte sich inzwischen verändert oder vielmehr, die Seiten ihres Charakters, die bisher noch durch meine Nähe im Dunkel geblieben waren, traten nun sichtbar hervor: Mit triumphirendem Lächeln kam sie mir hochgeschminkt und geputzt entgegen. Sie sang den Tag über, und was ich von meinem treuen Hausverwalter vernahm, genügte, um den letzten Rest der Liebe, die ich für sie hegte, in meinem Herzen zu ertödten. Dazu kam der öffentliche Spott und das kluge Gerede der Freunde, welche da bedauernd sagten, sie hätten längst gewußt, daß „alles so kommen müßte".

Ja, mein lieber junger Freund, im Rosenlande der Kypris gilt die menschliche Weisheit keinen Obolos!

Meine Rolle in Naxos war ausgespielt. Mein Weib schickt' ich mit dem, was sie mir in's Haus gebracht hatte, nach ihrer Heimath zurück. Aus dem Erlöse der eigenen Güter nahm ich nur so viel, als ich brauchte, um in Athen auf eigenem Besitzthum ein bescheidenes Leben führen zu können, alles Uebrige hinterließ ich den Brüdern. Glaube mir, seltsame Gefühle durchwogten mich, als ich meine Heimath für ewig verschwinden sah, und vor mir auftauchten die leuchtenden Zinnen der Akropolis von Athen. Als Mann vergoß ich in diesem Augenblicke meine ersten Thränen. Es waren

auch die letzten. Ich hatte viel verloren, noch mehr hab' ich gewonnen.

Allein ich seh' auf Deinem Antlitz eine stumme Frage liegen: „Welcher Zusammenhang, denkst Du, verknüpft die Schilderung meines Lebens mit der Pasikompsa in Athen? Vernimm weiter, doch laß uns dabei ein wenig im Garten umherwandeln."

Sie erhoben sich von dem Bänkchen unter der Platane und gingen an dem Bächlein auf und nieder. Nach einer Pause des Schweigens blieb der Philosoph vor dem erstaunten Schüler stehen, sah ihn mit seinen tiefliegenden, glänzenden Augen an und sagte lächelnd:

„Pasikompsa war mein Weib. Die leichtsinnige, kleine, üppig erblühende Jonerin mit den dunkeln Augen, welche hier unter'm Athenäervolke der übermüthigen Jugend Augen und Sinne berückt, heißt Chrysilla!"

Dem Schüler gab die Wirkung dieser verblüffenden Nachricht ein dummes, schier blödes Aussehen, während ihn der Philosoph von Naxos mit überlegenem Lächeln anblickte. Sie gingen weiter, und im Weitergehen fuhr Eurynomos fort:

„Was Chrysilla oder Pasikompsa nach Athen geführt hat, weiß ich nicht; vielleicht stak ihr auch die Rolle einer Aspasia im Kopfe. Bei unsern Wursthändlern und Gerbern, die heute das Staatsschiff lenken, gewiß keine zu unterschätzende Aufgabe! Diese Aufgabe scheint ihr nur nicht gelungen zu sein. Ich hatte sie einige Mal auf den Gassen gesehen, ohne daß sie mich wieder erkannte. War ich selber doch verändert, aus

dem blühenden Jüngling ein Mann geworden — ein Greis an Aussehen."

„Aber," fragte der Schüler.

„Aber," fuhr der Philosoph fort, „ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mein ehemaliges Weib aufzusuchen in ihrer Wohnung, um sie noch einmal zu sprechen."

„Und?" fragte der Schüler gespannt.

„Und als ich im Morgengrauen vor ihr stand, vor ihr, die mich nicht erkannt hatte und noch nicht erkannte, sagte ich zu ihr: „Pasikompsa, oder wie Du einst hießest, Chrysilla, die Gattin des Eurynomos auf Naxos, ein Irrthum meinerseits rief Dich einst an meinen Herd aus dem fernen Milet. Ich danke der Pallas, daß sie mich belehrt hat. Der Wirkungskreis, welchen Dir die Parzen bei Deiner Geburt zugesponnen hatten, sollte ein größerer, ein weiterer, ein allgemeinerer sein. Fahre fort in Deinem, Deiner und der Aphrodite Pandemos würdigen Berufe. Da Du nicht dazu bestimmt warst, einen Einzigen mit dem Thau Deiner Liebe allnächtlich, alltäglich zu erfrischen, zu beleben, zu verjüngen, so spende wenigstens jetzt Allen, welche Deiner zu bedürfen glauben in thörichter Sehnsucht, auf wenige Stunden die täuschenden Wonnen eines Liebesrausches! Ich aber will hingeh'n und der Göttin von Paphos eine Taube opfern, nie wieder mit meinem grauen Antlitz in Deine aphrodisischen Nächte hineinblickend!"

„Und unsere Pasikompsa?"

„Sie lächelte zu meinen Worten, die ihr als Ironie oder Redeerguß eines Wahnsinnigen erscheinen mochten, während

ich von Herzen sprach, reine ungemischte Wahrheit; freilich ungemischte Wahrheit ist ungemischtem Wein ähnlich: Nur sehr starke Naturen können sie vertragen!"

„Allein fürchtest Du nicht," fiel jetzt der Schüler ein, „daß dieses Weib, die mir als Pasikompsa wohl bekannt ist, Deinen Namen hier in den Schmutz ziehen und Dich lächerlich machen wird, wo und wie es nur kann?"

„Das fürcht' ich nicht," entgegnete Eurynomos. „Ich habe nichts zu verlieren. Aber wüßten die Athenäer, wer sich birgt unter der Maske der Pasikompsa, so hätte sie alles verloren. Der Reiz der Neugier wiche bald dem allgemeinen Unwillen, und das weiß sie. Die Weiber sind schlauer als wir. Doch gelobe mir Schweigen darüber. Du bist der Erste und Einzige, dem ich sie enthüllt habe, die Liebesgeschichte meines Lebens!"

„Sei unbesorgt, bei den Unterirdischen, wenn ich auch heute Abend vielleicht noch Gelegenheit finden werde, sie selber zu sehen im eigenen Hause. Sie hat den Euandros zu sich geladen zu einem glänzenden Symposion und noch viele Andere; Euandros ist aber mein Freund, und so kann ich auch ungeladen Theil nehmen an dieser Lustbarkeit."

„Ich bitte Dich noch einmal —"

„Sei unbesorgt! Auf diese Dinge versteh' ich mich. Sieh', Deine Geschichte hat mir heut' jede Lust zu ernsterem Wortgefechte benommen, wollen wir nicht einen Spaziergang nach dem Gymnasion machen?"

„Geh' allein heute, lieber Menokrates! Ich will sehen,

daß ich mein Schriftlein zu Ende bekomme, von dem ich schon öfter zu Dir gesprochen."

Unter herzlichem Drucke der Hände schied von seinem Lehrer der Schüler, welcher auf diese Weise noch mehr an den älteren Mann gefesselt worden war.

Zweites Capitel.

Frau Aphrodite.

Chrysilla oder, wie sie als Hetäre in Athen genannt wurde, Pasikompsa, befand sich allein in ihrem Gemache; wäre sie nicht von kleinem üppigen Gliederbau gewesen, man hätte sie mit der zürnenden Hera vergleichen können, so funkelten ihre Augen, bebte ihr ganzer Leib. Der erste Gedanke, welcher dem Weibe diesen Morgen kommen mußte, war der der Rache. Doch wie sich rächen? Setzte sie nicht alles auf's Spiel? Wer von Beiden verlör' an Ansehen oder Beliebtheit, wenn die Geschichte von Naxos stadtbekannt würde?

Da trat die Sclavin, ein junges, blasses Mädchen aus Syrien, herein und fragte schmeichelnd in ihrer gewohnten Weise: „Hat die Herrin wohl zur Nacht geschlafen?"

Chrysilla sah sie betroffen an. Doch sie besann sich und sagte: „Wie immer, meine gute Syra," und fuhr dann fort in gleichgültigem Tone: „Sage dem Manes, er solle gehen und die Einladungen abbestellen, welche ich für heute an Euandros und Andere unserer Freunde ergehen ließ. Ich fühle mich

krank — Du wirst schon wissen. Außerdem soll sich Manes nebenbei unter der Hand auf der Agora erkundigen, wo ein gewisser Eurynomos aus Naxos wohnt."

„Ja, Herrin Pasikompsa, Du siehst heute Morgen sehr blaß aus," meinte die Sclavin, welche, über diesen Auftrag erstaunt, ihre besonderen Gedanken nicht zu äußern wagte.

„Weiter hast Du mir nichts zu sagen," meinte scherzend die Herrin, „nichts weiter, als daß ich blaß aussehe? Sehen nicht alle athenäische Weiber des Morgens blaß aus? Wir haben zu wenig Bewegung, und darum —"

„Wird auch meine Kunst?" —

„Wieder ihr Bestes machen müssen —"

„Ja, o Herrin!"

„Doch nun geh', richte meine Botschaft an den Manes aus; komm nach einer Stunde wieder!"

Das immer noch jugendblühende Weib schien heute wie umgewandelt. Langes Hinträumen, tiefes Nachdenken, Stillesein lag nicht in ihrem leichtblütigen Wesen. Heute lag sie da auf den buntfarbigen Kissen des Ruhepfühles, träumte lange vor sich hin, dachte viel nach und war so stille, daß sie ihre eigenen Athemzüge belauschen konnte. Worüber sann sie? Vergangne, goldsonnige Zeiten gingen an ihren inneren Augen vorüber. Sie sah sich in Naxos; dann aber sah sie sich wieder mit ihrem kunstliebenden Gatten vor dem Aphroditebildniß stehen, dort auf der Meereshöhe bei der weinumrankten Grotte.

„Und was that ich ihm?" fragte sie sich, plötzlich laut aufschluchzend und ihren Thränen freien Lauf lassend, „o was that ich ihm? Mit dem größten Undank belohnte er meine

Liebe. In jenem Augenblicke war ich noch seine Frau, gehört' ihm nur an, wie der Ring, den er am vierten Finger trug. Und wenn ich mich nicht so beschränkt zeigte, wie meine Landesgenossinnen, that ich es nicht bloß deshalb, um seiner Kunstliebe eine Ueberraschung zu bieten? Solches Benehmen, solcher Argwohn und solche Behandlung? Ich war auch nur ein Weib. Mein Herz begehrte nach Liebe, wie sich die Rose nach Thau sehnt und — bei der Aphrodite — erst dann, als ich sie bei ihm nicht mehr finden konnte, hab' ich sie wo anders gesucht. Wer darf mich schuldig nennen? Ist nicht des Weibes einziger Beruf, wie einmal ein junger Freund der Musen scherzte, ganz in Liebe aufzugehen?

O geh nur, geh nur, der Du Dich heute einen Philosophen nennst, weil Dein Herz, Dein Gefühl so kalt ist wie Schnee. Nein, nicht wie Schnee, denn Schnee zerschmilzt zur Frühlingszeit, während Dein Herz kalt wie ein Stein ist. Ich will Dich vergessen, ich habe Dich vergessen. Und nun mußt Du in meinem Glück mich stören? O Göttin der alles besiegenden Liebe, zum ersten Male beschwör' ich Deinen Zorn herauf, gieb mir die Kraft, mich an ihm zu rächen. Er soll zu meinen Füßen liegen, er soll sich winden wie eine zertretene Schlange; und wenn er dann daliegt und sich windet und krümmt und flehend unter Thränen zu mir heraufblickt, dann will ich ihm kalt in's Antlitz" —

Sie hielt an sich. Wenn er sie gar nicht einließe, um die Ruhe seines philosophischen Heimes zu sichern? Wieder versank sie in grübelndes Sinnen. Auftauchte vor ihr die Zeit, welche sie nach der Trennung von ihrem Gatten verlebt hatte. Sie empfand keine Reue darüber. In Milet angekommen,

wurde sie von den Brüdern und Eltern mit Schmähungen und Thätlichkeiten empfangen. Kurz entschlossen, entfloh sie eines Nachts; sie hatte sich nach Ephesos begeben, einen Theil ihres Vermögens bei sich. Dort war sie zu einer berühmten Hetäre gleichsam in die Schule gegangen; es bedurfte für sie nur weniger Monde Lehrzeit. Darauf begab sie sich nach Athen, von dem sie so viel geträumt, gehofft hatte. Mocht' ihr auch das Ziel einer Thargelia oder Aspasia vor Augen geschwebt haben, so war doch die Gelegenheit schlecht von ihr gewählt worden. Außerdem fehlte ihr jene majestätische Erscheinung, welche an die Göttinnen des Olympos erinnert. Jener unsagbare Zauber, welcher ein Mannesherz im ersten Augenblick räthselhaft fesselt, stand ihr nicht zur Seite. Sie war schön, sie war reizend, aber an schönen und reizenden Frauenwesen mangelte es zu jener Zeit nicht in Athen. So hatte sich denn Chrysilla mit einer leichtsinnigen, reichen, lebenslustüberschäumenden Jugend begnügen müssen, die sich selbst wie eine Biene und die Schönheit wie eine Blume betrachtete. Chrysilla fand sich schnell in diese Aufgabe hinein, welche ihr unerwartete, nie gekannte Wonnen bot; viel umschmeichelt, viel gefeiert, viel besucht, lebte sie wie im Rausche dahin, und sie war stolz darauf, angehender Poeten und junger Bildner Umgangs sich zu erfreuen, während sie die Reichen, die Dummen und zugleich Reichen ohne Gewissensbisse ausplünderte. So meinte einmal ein junger hellenischer Kaufmann aus Aegypten, die sikelische Scylla und Charybdis wollt' er lieber myriadenmal durchfahren, als von den Fangarmen dieses Weibes gepackt werden.

Chrysilla hatte das vergangene Leben von sich gestreift,

wie Jemand, der einen schäbig, unbrauchbar gewordenen Mantel bei Seite legt. Sie nannte sich von jetzt ab Pasikompsa, das heißt die „für Alle geschmückte“; der Name klang zwar etwas schwerfällig in den feinen attischen Ohren, allein sie nahm keinen Anstoß daran. Der Name paßte zu ihrem Wesen und Aussehn.

„Warum“ — setzte sie ihren Monolog fort — „konnte er nicht seinen Weg gehen und mich meinen gehen lassen? Mich noch einmal zu sehen, bloß um mir diese Worte in's Antlitz zu schleudern? Ich lächelte, doch hätt' ich ihn zerreißen mögen für diese Worte. Ein Herzenserguß, ein philosophisches Gedankenergebniß wohl gar, wird er wähnen? Haha. O nein, nein, des Eros Pfeil sitzt ihm zu tief noch in der Seele; er liebt mich noch, der Thor; doch ich? Bei den Unterirdischen, keinen Funken Liebe fühl' ich für Dich mehr: Wer mich so verletzen konnte — konnte? nein, wollte, an dem will ich mich nur noch rächen!“

Auch Chrysilla irrte dieses Mal ebenso, wie Eurynomos sich einem Irrthum hingab, in dessen Herzen längst die Pfeilwunde des Eros nicht bloß geheilt, sondern unsichtbar geworden war.

Und immer wieder bemächtigte sich der Rachegedanke ihrer Lebensgeister. Sie fand nur noch nicht die Mittel und Wege wie sie ihn ausführen sollte.

Eine Stunde war unter solchen Gedanken vergangen. So unglücklich wie diesen Morgen hatte das ehemalige Weib des Eurynomos noch keinen verlebt, so lange sie auf attischem Boden verweilte. Da wurde leise der schwere Thürvorhang zurückgezogen. Das blasse Antlitz der Syra wurde sichtbar;

aber wie erstaunte das neugierige Mädchen: sie fand die Herrin eingeschlafen.

Behutsam wie eine Füchsin schlich sie an die Schlummernde heran und beugte sich über sie. „Welch' ein Liebespfeil muß sie verwundet haben! Und nun schläft sie gar?" Darauf blickte und forschte sie eifrig im Gemach umher. Es fand sich nichts, was ihre Neugier hätte stillen können.

„Laß' ich sie weiter in den Armen des Morpheus ruh'n oder erweck' ich sie jetzt, ihrem Gebote gemäß?" fragte sie sich zweifelnd. Nach einigem Ueberlegen schlich sie aus dem Zimmer mit dem tröstenden Gedanken: „Der Schlummer ist als das beste Göttergeschenk gepriesen, zumal für den Kranken, und daß meine Herrin Pasikompsa krank ist, hat sie gesagt. Schade um das schöne Gastmahl!"

Erst am späten Nachmittage, als schon die Sonne zur Rüste sich neigte, erwachte Chrysilla wieder; als sie die traumschweren Augenlider aufschlug, erschrak sie; die letzten Fesseln des Schlummers von sich schüttelnd, sprang sie vom Lager. Sie fühlte sich so kräftig, so erfrischt, so stark wie eine Löwin; dann klatschte sie laut in die Hände: Syra erschien mit niedergesenkten Blicken. Die Herrin, ihr scherzend mit dem Finger drohend, hörte nicht weiter auf die gutgemeinten Entschuldigungen der Sclavin und befahl ihr hurtig, die Gewandung bereitzuhalten.

„Aber wie eine Perserkönigin! Verstanden, meine Syra? Ich verlasse binnen Kurzem meine Wohnung und kehre schwerlich vor Morgengrauen zurück."

„Und wohin?" fragte das Mädchen dreist.

„Morgen will ich Dir alles erzählen. Morgen wollen wir Beide soviel lachen, wie ich noch nie gelacht habe und dann“ —

„Und dann, o Herrin?“

„Dann wollen wir der allmächtigen Aphrodite ein noch nie gesehenes Opfer darbringen.“

Das Mädchen drang nicht weiter in sie, obwohl die Herrin zu ihr in neuen Räthseln sprach. Es begann für Syra die selten ganz zur Zufriedenheit der Herrin ausfallende, schwierige, aber einer Dienerin immer angenehme Aufgabe, die Herrin in Gewänder zu hüllen.

Nachdem sie Chrysilla gebadet und die schwellend schmiegsame Haut mit den duftenden Salben eingerieben hatte, begann die Arbeit des Frisirens und Schminkens, die mehr als eine Stunde in Anspruch nahm. In einen langen, weißen Mantel eingehüllt, saß Chrysilla so geduldig da wie ein Bildnermodell; in ihrem Herzen wogte es unruhig, siegesfrohlockend auf und nieder. Mit einem zarten Pinselchen, bald auch mit dem Zeigefinger, bald mit dem Hauche der Lippen nachhelfend, trug Syra erst die weiße Schminke, sodann die rothe auf. Um den Glanz der Augen zu heben, wurden die Brauen schwarz übermalt, auf der Wange unter den Augen ein Anhauch von Schwärze nicht verschmäht. Nachdem das Mädchen darauf eine Stirnbinde aus funkelndem Goldblech in das dunkelglänzende Haar Chrysilla's geschlungen, griff die Herrin nach dem kleinen, polirten Silberspiegel, dessen Griff eine kunstvoll gearbeitete kleine Mänade aus Erz darstellte. Chrysilla dachte nicht daran, daß dieser Silberspiegel das Geschenk eines jungen Malers war, der, nachdem er sein bescheidenes Vermögen mit

ihrer und einiger guter Freunde Hilfe verschwelgt und seine Kunst vernachlässigt hatte, in der Blüthe einer vielversprechenden Jugend vom Tode dahingerafft wurde.

Chrysilla fand nichts an ihrer Erscheinung auszusetzen: sie gefiel sich und konnte sich damit auch ohne Schmeichelei sagen, daß sie den Anderen gefallen würde. Welch' ein luftdürstendes Leben erheuchelten nun diese Lippen, so frisch, so schön, so duftathmend, daß eine Biene sie für eine schwellende Rose hätte halten können. Auch jene in häßlichen Farben schimmernden, punktirten Streifen, die sich schon öfter um die Augen der schönen Chrysilla des Frühmorgens gelagert zeigten, waren durch die Kunst der Sclavin beseitigt worden. Hierauf legte ihr Syra ein blumig buntes Gewand an, das, in reichen Falten zu den Füßen niederrollend, unter der Brust, über der Mitte des Leibes, von einem prachtvollen Goldblechgürtel gehalten wurde — das Geschenk eines reichen Schiffsherrn von Korinth, welcher ihn aus Asien mitgebracht hatte. Nach einer orientalischen Sitte hingen an diesem Gürtel kleine Glöckchen, welche bei der leisesten Bewegung wie Glas erklangen. Heute waren die Glöckchen durch eingelegte, kleine Wollzeugstücke zum Schweigen gebracht worden. Dann wurde aus mancherlei Kästchen und Truhen noch manches Kleinod gelangt, um den Hals und die Arme, die Ohren, den Busen und die Knöchel der Füße zu schmücken. Die Füße umhüllten purpurgebänderte, zierliche Schuhe, eine Art Stiefel, deren untere Fläche aus einer hohen Korksohle bestand; auf diese Weise bewirkte Chrysilla, daß sie größer erschien, als sie war.

„O Herrin," sagte die Sclavin, nachdem sich Chrysilla von dem Sessel erhoben hatte, „Du bist schön!"

Pasikompsa aber, das Gewand mit der Rechten seitwärts hochhebend, so daß das eine Bein bis zum Knie sichtbar wurde, sagte spöttisch triumphirend: „Wie oft versank nicht dieser Fuß in einen weichen, milesischen Prachtteppich! Aber was meinst Du, wenn statt des weichen Gewebes ein harter, kahler Menschenschädel unter ihm läge?"

Sie sah das Mädchen groß an und stampfte dann mit dem Fuße den Boden.

„O Herrin," sagte die Sclavin wieder schmeichelnd, „Du bist würdig, den Thalamos eines Perserkönigs zu schmücken!"

„Nun, wenn auch diesen nicht, so will ich zeigen, daß ich noch allgewaltig, daß ich noch zu fürchten bin wie die himmlische Kypris! Da sieh das Bildchen auf dem Thongefäße: Ein nacktes Weib, schön wie die Helena, reitet auf einem grauhaarigen Manne, der auf Händen und Füßen dahinkriecht! Ich bewundere den scherzhaften Einfall dieses tiefsinnig zu nennenden Handwerkers. Vielleicht wird mir einmal ein ähnlicher Triumph vergönnt."

Manes, der Sclave, trat herein. Nachdem er über die Lage vom Landhause des Eurynomos das Nähere berichtet, meldete er, daß die Tänzerin Aristonike, von einem Sclaven und einer Flötenspielerin begleitet, um Einlaß begehrte; ihm selber wäre nicht aufgetragen worden, auch diesen abzusagen; und diese, jetzt nicht glaubend, daß die berühmte Hetäre krank sein könnte, beanspruchten zum mindesten ihren ausbedungenen Lohn.

Chrysilla trug ihm auf, sie sich nahen zu lassen. Manes eilte hinweg, froh, daß seine Vergeßlichkeit einen für ihn günstigen Verlauf nahm.

Die Tänzerin Aristonike trat ein; ihr folgte die Flötenspielerin und ein Knabe, welcher eine Lyra trug, ein wunderschöner Knabe, in dessen Augen deutlich zu lesen stand, daß er sich seiner Schönheit bewußt und daß seine Liebe nur um hohe Schmeichelworte zu erringen wäre. Die Drei blickten erstaunt auf die schöne Hetäre hin, welche in ihrer Prachtgewandung auf dem Lager halb sitzend, halb liegend ruhte.

„Ich begreif' Euer Staunen," sagte sie; „doch liebe Freundin, morgen denk' ich das Versäumte nachzuholen; mache Dein Herz sich keine Sorgen. Den Lohn, welcher Dir für heute versprochen war, sollst Du erhalten; indessen gieb mir die Ehre, heut' mir allein einmal Deine Kunst zu zeigen. Tanze mir die Medea!"

Aristonike sah sie verblüfft an.

„Was stehst Du betroffen da," meinte halb unwillig Chrysilla, „ich weiß so gut wie Du, daß keine Männer zugegen sind, so daß Du darum vielleicht nicht die nöthige Herzenswärme fändest, um das Trefflichste Deiner Kunst zu zeigen. Doch ich bitte Dich heute darum; ich habe besondere Gründe, o Aristonike, die auch Du morgen bei unserem Festmahl vernehmen sollst. Also willfahre meiner Bitte und tanze mir die Medea so, als wenn die Augen sämmtlicher Athenäer auf die Tanzbewegungen Deines Leibes gerichtet wären. Ich verspreche Dir sogar für heute das Doppelte des ausbedungenen Lohnes!"

Dieses Versprechen wirkte am meisten bei der schönen Tänzerin. Ohne weiter nach den Gründen des seltsamen Ge-

hahrens zu fragen, begann sie nach einigen Vorbereitungen ihre Kunst. Nachdem sie eine weite Hülle von sich geworfen und in wellenklarer, durchsichtiger Gewandung dastand, kaum mit den Fußspitzen den Boden berührend, gab sie dem Knaben und der Flötenspielerin ein Zeichen mit der ein wenig erhobenen Rechten. Leichte, sanfteinschmeichelnde Töne erklangen. Plastisch bewegter Ausdruck in den mannigfachsten Schattirungen belebte jede Bewegung der Tänzerin. Erst stellte sie die in Liebessehnsucht aufgelöste, zu jedem Opfer bereite, kolchische Zauberin dar. Darauf das liebeberauschte, ganz sich selber vergessende Weib des Jason. Sie scheint zu ruhen, lange zu ruhen und sinnend zu träumen. Plötzlich bricht aus ihren Augen ein heißeres Feuer. In wirrem Tanzwirbel, einer Rasenden ähnlich, schwebt sie dahin. Nochmals eine dumpfhinbrütende Ruhepause. Sinnende Rachegedanken. Dann springt sie plötzlich auf, die Hand am Herzen, unstät mit den Augen umherblickend; der letzte Theil des tragischen Lebensschicksals beginnt. Wilder und wilder klingen die Töne dazwischen. Man glaubt den Mord der Kinder zu sehen — ein Tanz in schrankenloser und doch vom schönen Maße gebändigter Hast: und wie von Schmerz gebrochen sinkt die Tänzerin auf ein Pfühl nieder. Die Musik schweigt; der mimische Tanz ist beendet.

Schnell ein Tuch um die erhitzten Glieder werfend, sprang die Tänzerin wieder auf und neigte sich lächelnd vor Pasikompsa:

„Nun, o Pasikompsa, hab' ich Dir zu Gefallen getanzt? Mein eigenes Herz und mein ermatteter Leib sagen mir wenigstens, daß ich mein Bestes zu geben versucht habe; denn noch nie hat mich ein Tanz so aufgeregt, so angestrengt!"

„Ich bin zufrieden. Geh und laß Dir von Manes das Doppelte des bedungenen Lohnes auszahlen.“

Die Tänzerin, jubelnd über ihren Erfolg einem Weibe gegenüber, entfernte sich mit ihrer Begleitung. Inzwischen war es Abend geworden. Chrysilla, ein langes Gewand überwerfend, begab sich auf die Straßen, um dem Landhause des Eurynomos zuzueilen. Ein Sclave mit der Fackel ging ihr leuchtend voran. Noch am Ausgange des Hauses sagte sie zu der ihr neugierig nachblickenden Syra:

„O Mädchen, vernimm, daß morgen ganz Athen wird eingestehen müssen, in wie traurig-lächerlicher Weise jedesmal die kahle Weisheit in den Sand gestreckt wird, wenn sie sich vermaß, den Kampf aufzunehmen mit der lebenblühenden Schönheit!

Schluß.

Eurynomos hatte den Tag in seiner üblichen, philosophisch ruhigen Weise verbracht. Das Erlebniß der vorangegangenen Nacht schien wie ein leichter Traum nur flüchtig seine Seele berührt zu haben. Er war ein wirklicher Philosoph geworden. Das oft falsch urtheilende Gefühl des Herzens war längst in ihm erloschen, und nur der kalte, klare Gedanke beherrschte noch seinen Willen. Das Gefühl der Leere beschlich ihn nicht. Den höchsten Fragen, den tieffsten Räthseln, den einfachsten Dingen nachzuforschen und eine ihn befriedigende Lösung derselben zu versuchen, darin fühlte er sich selbstvergessen glücklich. Er war wie ein Spiegel von Silber, dessen Antlitz sowohl die dunkeln Wolken, die Stürme, wie die Sonne und das heiterlächelnde Blau widerstrahlt, der aber selber von diesem Wandel unberührt bleibt.

Neben einem größeren Werke, zu dessen Vollendung er sich mehrere Jahre bestimmt hatte, beschäftigte seine Gedanken zu jener Zeit eine kleinere Arbeit: „Ansichten über die Ehe", wollte er sie nennen. Heute fand er wieder einmal Gedanken

und Muße, diese kleine Arbeit fortzusetzen. Gar fleißig führte er das Schreiberohr.

Er war zu dem Ergebnisse gekommen, daß die Ehe ein Nothwendiges wäre; ob ein Gut oder ein Uebel, das könnte nicht entschieden werden, das thäte auch dem Prädikate des „Nothwendigen" keinen Abbruch; allein trotzdem ließen sich Fälle denken, wo es nicht rathsam wäre, ja verboten werden müßte, sich zu vermählen. Für den unheilbar Kranken gäb' es keinen Eros. Die Grundbedingung eines Bundes zwischen Mann und Weib bestünd' in körperlicher Gesundheit auf beiden Seiten; sogenannte geistige Eigenschaften kämen erst an zweiter Stelle.

Ein junger Mann, der körperlich gesund und weiter keiner höheren Gottheit seine Geisteskräfte geweiht hätte, müßte des Egoismus angeklagt werden, verachtet und bestraft werden, wenn er das ehelose dem ehelichen Leben vorzöge. Der Satz aber hinwiederum, daß alle Menschen, sofern sie körperlich gesund sind, darnach trachten müssen, ein Weib zu nehmen, indem so, wie man sage, allein und nur des Lebens höchster Zweck erfüllt wurde, wär' ein vorzeitiger Schluß zu nennen; auf diesen Schluß könnte man nur durch die Betrachtung des thierischen Lebens gekommen sein; dagegen aber dürfte man einwenden, daß der Mensch, obwohl ein thierisches Wesen, doch auch zugleich in seinem Busen den Funken der göttlichen Herkunft bewahrte. Wäre z. B. die Beschäftigung mit den Künsten, mit der Philosophie nicht auch eine Art von Ehe zu nennen? Was für den Menschen im Allgemeinen giltig, träfe nicht immer den Philosophen und Künstler. Ob Pheidias wohl so unsterbliche Werke und zwar so viele, viel Zeit beanspruchende

geschaffen hätte, wenn ihm ein keifendes Weib jene herrlichen Stunden einsamen Sinnens und inneren Schauens verbittert? Für ihn war nur die Göttin in unnahbarer Ferne da: Pallas Athene. Könnte man sich den jonischen Rhapsoden, den Dichter und Sänger der Ilias, als Gatten vorstellen?

Solches und noch mancherlei erwog er, um es dann, sorgfältig überdacht, dem Papyros anzuvertrauen.

Eurynomos liebte es, sich frühe niederzulegen; früh zur Ruhe zu gehen und früh wieder den Tag zu begrüßen, war einer seiner Grundsätze. Während der Nacht erhellte ein Leuchter sein Schlafgemach. Denn oft widerfuhr es ihm, daß ihn auch in seinem leichten Schlafe Gedanken besuchten, die er, sodann erwachend, niederschrieb: Grade auf solche Gedanken pflegte er den größten Werth zu legen, da sie ihm Eingebungen des Himmels erschienen.

So lag er schon ruhig im Schlummer, als er geweckt wurde durch das leise Geflüster seines Namens.

„Eurynomos! Eurynomos!“ klang es.

Schlaftrunken richtete er die Augenlider auf. Narrte ihn ein Traumbild? Er hatte nichts von seinem früheren Weibe geträumt. Ueber sich mußte er nun das Antlitz der Chrysilla oder Pasikompsa sehen. Wie betäubender Duft wehte es ihm aus ihrem reichen Haarschmuck entgegen. Eine heiße Thräne, die schier versengend auf seine Wangen niederfiel, weckte ihn völlig. Sich auf seinem Lager halb aufrichtend und so dasitzend, fragte er erstaunt:

„Wie kamest Du hierher, o Weib? Wie durftest Du es wagen, hierherzukommem, zumal zu dieser Stunde, um meine

glücklich erkämpfte Ruhe zu stören? Wie konnte der Thürhüter so frech vergessen sein und Dir den Eintritt gestatten? Eine Hetäre einzulassen! Ich dächte, er kennte seinen Herrn!"

Er hielt inne; ihm kam ein Gedanke; er hatte den Grund für das Verhalten seines treuen Sclaven gefunden, und er verzieh ihm seinen Irrthum. Dann fuhr er fort:

„Geh', Chrysilla, umsonst erprobst Du den Zauber Deiner Reize an mir. Wer die Künste eines Taschenspielers begriffen hat, der staunt nicht mehr, bewundernd wie ein kleines Kind, der lächelt nur noch. Du kennst das Wort des Volkes: Feigen bleiben Feigen. Auch Du bleibst, was Du bist. Ich bedauere nur, daß ich Dich nicht früher erkannt habe; Dir und mir wär' ein Irrthum erspart geblieben."

Chrysilla aber legte ihren Arm, welcher zitterte, — war es vor Wuth oder Zerknirschung? — um seinen Leib, und mit ihrem duftenden Haare ihm die Schläfe streifend, mit ihren glühenden Lippen fast seinen Mund berührend, sprach sie, unter Thränen inbrünstig flehend:

„Verzeihe mir, Eurynomos! O wenn Du wüßtest, welche elenden Nächte" —

„Das lügst Du," unterbrach er sie in entschieden abweisendem Tone, indem er versuchte, sich aus ihrer Umarmung loszuwinden.

Das Weib log in Wahrheit.

„Und wenn ich Dir, wie Du sagst, verzeihen würde, was dann?"

Auf eine solche Frage hatte sich die Jonerin nicht gefaßt gemacht, obwohl sie nahe liegen mußte; indessen Chrysilla war

trotz ihrer Schlauheit und berechnenden Verschmitztheit ein Weib.

„Was dann?“ entgegnete sie verwirrt. „Nun, damit ich meine Ruhe wieder habe!“

„Dann, meinetwegen, gehabe Dich wohl, bei der Pallas! Was soll ich Dir noch vergeben, da und nachdem ich einmal Dein Wesen von Grund aus erkannt habe? Soll ich der Schlange verzeihen, daß ihr Mund Gift ausspeit? Soll ich dem Wolfe verzeihen, daß er Nachts in den Schafstall einbricht, um ein Lamm zu zerfleischen? Ich habe Dir nichts nachzutragen, ebensowenig als ich über die Natur grollen darf, daß sie dem Wolfe und der Schlange nicht die unschuldige Gesinnung des Lammes gegeben hat!“

Mit diesen Worten legte er sich wieder hin und kehrte dem Weibe den Rücken zu.

Chrysilla gab sich noch nicht verloren, von dieser kalten „philosophischen Ansicht“ nur tiefer verletzt. Eurynomos war kein Athlet, kein Milon von Kroton. Wie, wenn sie ihn gewaltsam mit ihren Armen umschlänge, würd' es ihm möglich sein, sich ihrer zu erwehren? Doch würde sie so zu dem Ziele gelangen, das sie sich einmal gesteckt hatte? Sie hielt es für das Beste, zunächst die Maske der Sanftmuth, der bußfertigen Reue aufzubehalten. Ehe sich der Philosoph dessen versehen konnte, hatte sie sich tiefer über ihn gebeugt und ihn geküßt.

„O wüßtest Du,“ sprach die Heuchlerin, „wie ich Dich liebe!“

„Das weiß ich sehr genau,“ entgegnete sehr sarkastisch ihr

früherer Gemahl in seiner jammernswerthen und bedenklichen Lage.

„Dein Weib kann ich nicht mehr sein," fuhr sie fort, „doch Deine Freundin möcht' ich wieder heißen; die Freundin würde alles wieder gut machen, was die Frau früher, wie Du wähnst, einmal verbrochen hat."

„Wie schön, wie honigsüß die Weiber lügen können! Früher einmal verbrochen! Wie ich wähnte!" höhnte Eurynomos.

„Eurynomos, Du Mann der Weisheit," begann sie von Neuem entflammter und kecker, „ist auf diesem Pfühl kein Platz mehr für mich? Ich verlange nichts mehr, ich will nur geben."

„Ich danke."

Aber begann der Philosoph nun zu irren? Er glaubte, die Liebesgluth zu fühlen, welche ihren Leib durchzitterte. Es gelang ihm nicht, sich aus den glühenden Fesseln ihrer Arme loszuwinden. Indem er so auf dem Rücken dalag, beraubt eines Theiles seiner Widerstandskraft, machte er einen kläglichen Eindruck.

Doch auch jetzt erwiesen sich Chrysilla's Berechnungen und heuchlerische Güte als nutzlos und vergeblich.

„Weib," sagte er, und der Ton seiner Stimme ließ deutlich seinen inneren Zorn erkennen, „verläßst Du nicht auf der Stelle dieses Zimmer, dieses Haus, laß' ich Dich von meinem Molosserhunde hinausbeißen!"

„Thu es!" sagte sie trotzig. „Ich weiche nicht von dieser Stelle." Sie legte die Maske der Sanftmuth ab und ließ den Daliegenden frei, welcher sogleich vom Pfühle aufsprang.

„Wohlan," sprach sie, hochmüthig stolz auf ihn niederblickend, — durch die Korkschicht unter den Füßen war sie größer geworden als er; — „wisse denn, nur um mich zu rächen, kam ich her. Ei, bei der Aphrodite, wie werden morgen die jungen Athenäer lachen, wie werden die Grauköpfe, welche Du Deine Freunde und Philosophen nennst, die Köpfe schütteln, wenn sie hören, daß ich Dein Weibchen gewesen bin, daß Du, der sittenstrenge Philosoph, mich wieder aufgesucht hast, und daß ich Dir Nachts in Deinem Hause einen Gegenbesuch gemacht habe! Wie wird der Strahlenschein der Weisheit um Deine kahle Stirn ein wenig — sehr erbleichen! Götterworte und Menschenthaten! werden die Einen sagen und die Andern? Sie werden seufzen: Eurynomos war auch ein Lügner, wie sie Alle, die da Menschenunmögliches fordern, sich aber stillschweigend immer für einen göttlichen Nimm-mich-aus halten!

Haha, ich hergekommen, um Deine Liebe zu suchen? Des dümmsten Athleten starke Glieder sind mir lieber als ein Schattenlügewort von Deinem Munde. Ich bin nur hergekommen, um Dich lächerlich zu machen. Das soll meine Rache, Weibesrache sein, und ich denke, dieser Pfeil soll tief in Deinem Herzen haften bleiben, den sollst Du nie herausziehen können. Mir gehört Athen, wähne nicht, daß ich Deinetwegen die Stadt verlassen sollte! Greife nur Du zu Deinem langen Stocke und setze Dir den Reisehut auf, um in den Bergen Arkadiens verborgen wie ein Gott Deinen Hirngespinnsten zu leben! Soll ich Dir vielleicht Dein Landgut in diesem Fall abkaufen? Ich kann Dir baar das Geld dafür auf den Tisch legen!

Ei, es kommt ja noch kein Molosserhund, der mich hinausbisse; wenn ich recht bemerkt habe, besitzst Du gar keinen — und wenn Du einen besäßest, bei der alles bezähmenden Kypris! der Hund würde . . ."

„Vielleicht seines Gleichen mit dem Geruche seiner Nase herauswittern!" fiel Eurynomos ein, welcher ruhig zuhörte, wie ein Mensch, der auf der Gasse Zwei schimpfen und streiten hört, und, unbetheiligt dabei, nur seine besonderen Betrachtungen anstellt über die Gemeinheit der Menschennatur.

„Die Weiber sind schlauer als wir!" hatte der Philosoph noch heute Morgen zu seinem besorgten Schüler geäußert. Und nun sollt' er doch in die Schlinge eines gefährlichen Irrthums gefallen sein. Die Lage wurde für ihn unangenehm. In dem, was das Weib sagte, lag eine bittere Wahrheit für ihn. War das Geheimniß preisgegeben, von dem bisher außer den Beiden nur noch Einer wußte, auf dessen Verschwiegenheit er bauen konnte, so würd' es an Spöttereien nicht fehlen; sein Bild würde in eine Beleuchtung gebracht sein, die ihn zur Caricatur entstellen müßte und wogegen er nichts machen könnte. Also sollte denn wieder die „ungerechte Sache" über die „gerechte Sache" den Sieg davontragen?

„Weib, was verlangst Du? Bist Du bei gesundem Sinn oder hab' ich mit einer Thörin zu schaffen, deren Geist umnachtet ist?"

„Nein, Du hochmüthiger „Sohn" der Pallas, ich verlange nur diese Genugthuung: Morgen hab' ich ein glänzendes Festmahl veranstaltet in meiner eigenen Wohnung; viele junge Athenäer werden anwesend sein, von denen, wie ich annehme,

Du Manchen bei Namen kennst. Sei mein Gast für morgen! Ich will, daß man Dich von heut ab einen meiner Freunde nenne. Ich verlange, daß ganz Athen morgen verblüfft sei, daß ganz Athen morgen sage: Seht, welch' eine Göttin ist diese Pasikompsa! Bei der Kypris! Wundersame Reize muß sie besitzen, wenn es ihr gelungen, selber den sittenstrengen, als Misogyn verschrie'nen Eurynomos in ihr goldenes Liebesnetz zu bannen."

„Kanntest Du mich als Misogynen?"

„Seid Ihr Philosophen keine Weiberfeinde?"

So sprachen die Beiden, sich gegenüberstehend wie zwei Fremde.

Den Weisen begünstigt nur selten ein glücklicher Zufall. Eurynomos befand sich in keiner beneidenswerthen Lage. Schon rann ihm ein Schweißtropfen über die Stirn, während Chrysilla wie eine Siegerin dastand, erwartend, welche Bedingungen ihr wohl der Gegner machen wird. Da ließ sich ein lautes Gelächter vernehmen. Ehe die Beiden sich von ihrer Ueberraschung erholen konnten, stand zwischen ihnen der Schüler, welcher heute Vormittag das Lebensgeschick seines geliebten Lehrers aus dessen Munde vernommen.

Den rosendurchflochtenen Myrthenkranz noch auf dem Haupt und einige flatternde Tänien um die Stirn, stand er zwischen Beiden da, bald Eurynomos anlachend, bald der Chrysilla zugrinsend: Der Geist des Bakchos beseelte ihn. Er lachte laut auf. Als er das siegesstolze, plötzlich erbleichende Antlitz der Chrysilla sah und dann wieder die Niedergeschlagenheit seines

Freundes bemerkte, begann er in hastig hingeworfener Rede und in rosiger Weinlaune:

„Komm' ich eben vom Euandros. Die Pasikompsa, zu welcher er heute geladen war, hatte wegen Krankheit absagen lassen. Haha, wegen Krankheit! So vergnügten wir uns denn bei ihm. Goldsohlig, wie der Poët sagt, zogen uns die Stunden tanzend vorüber. Wie ich nach Hause zu wandere, wen bemerk' ich da vor mir ausschreiten, während ein Sclave mit der Fackel voranfleuchtet? Pasikompsa! Die muß an einer seltsamen Krankheit leiden, dacht' ich. Ich schleiche ihr nach. Und nun, o Pasikompsa? Seh' ich hier das ehemalige Weib des Eurynomos!

O Chrysilla, eile flüchtig hinweg, laß Dir Flügel unter die Korksohlen binden! Ich habe soeben beim Symposion die glänzendste Wette gewonnen; es wurde nämlich gefordert, Jeder im Kreise sollte etwas Unerhörtes berichten, die neueste Neuigkeit den Preis erhalten. Alle erzählten. Als ich aber nun Deine Geschichte und die meines Lehrers Eurynomos vortrug, waren Alle eins . . ."

„Du warst trunken," fiel der Philosoph vorwurfsvoll ein, „gelobtest Du nicht Schweigen?"

„Waren Alle worin eins?" fragte zitternd das Weib in maßloser Aufregung des Herzens.

„Dich von heut' ab zu verachten, zu meiden, und mir den Preis der Wette zuzuerkennen."

Diese Worte waren dem schönen Weibe zu viel, die Sprache versagte ihr; die Augen starrten unstät umher. Dann hüllte sie sich hastig in ihr Gewand, und sie war entschwunden, ehe

noch Eurynomos von seinem Staunen aufathmen konnte; das Ganze kam ihm wie ein Traum vor; erst das unmäßige Lachen des Jünglings rief ihn wieder zurück in die Gegenwart.

„Was ich sagte," sprach er darauf, besonnener redend, „war erdichtet. Die Freunde wissen nichts davon; aber ich war schon seit einiger Zeit hier — stand offen doch die Thür des Hauses, — ein Zeuge Deiner Unterhaltung mit diesem Weibe oder vielmehr umgekehrt. Ich denke, Du wirst diese Nothlüge verzeihen. Laß uns den Tag erwarten, ich glaube ..."

„Was glaubst Du?" fragte der rathlos gewordene Philosoph den jungen Mann.

„Lieber hoher Freund, mein Weg nach Hause ist mir diese Nacht zu weit. Laß mich hier ruhen! Doch bei Bakchos! ich will in den Festtagen der Dionysien kein Ithyphaller wieder heißen, wenn, was das Herz mir ahnend sagt, nicht eintrifft!"

Damit legte sich der Jüngling nieder, um schon nach wenigen Secunden fest eingeschlafen zu sein; Eurynomos aber konnte die Ruhe des Schlummers nicht wieder erlangen: Diese Nacht war die schrecklichste, die aufregendste seines ganzen Lebens gewesen.

* * *

Einige Tage später lief im Hause des Eurynomos die Nachricht ein, daß man die schöne Hetäre Pasikompsa nördlich von Athen am Fuße eines steilen Bergabhanges mit zerschmetterten Gliedern gefunden hatte. Da keine Gründe vorlägen, daß sie freiwillig den Tod gesucht, wäre nur anzunehmen, daß die kleine, üppige Ionerin vielleicht im Landhause eines Freundes

verweilt und dann auf der Rückkehr durch einen unglücklichen Zufall den Weg verfehlt hätte, um so von dem Abhang niederzustürzen.

Den wahren Sachverhalt wußten nur Zwei, und sie schwiegen.

„Es giebt noch ein ernst und bewußtvoll waltendes Schicksal," sagte Eurynomos, den es traurig berührte, gerade auf diese Weise für immer von dem Weibe erlöst zu sein.

„Ich habe mehr gelernt, o Eurynomos, aus Deinem Lebensgeschick: Symbolisch les' ich hier den Kampf des hochstrebenden, jungfräulichen Geistes, welchen die Materie ewig zu sich hinabziehen will. Dieses Mal hast Du gesiegt. Es wird nicht immer so eintreffen. Wem schließlich in diesem langdauernden Kampfe der letzte Sieg zu Theil werden wird, das scheint mir keines Zweifels mehr zu bedürfen."

Eurynomos lächelte über die Weisheit seines Schülers und gedachte seines unvollendeten Werkleins: „Ansichten über die Ehe." Seit dem Tode der Chrysilla war ihm die Beschäftigung mit diesen „Ansichten" verleidet: er verbrannte das Werkchen.

Die goldenen Ohren des Phryniskos

ʽΟ τρώσας καὶ ἰάσεται.

Es lebte einmal in der reichen und üppigen Handelsstadt Milet ein junger Philosoph, Phryniskos geheißen. Obwohl einem der vornehmsten Adelsgeschlechter der Stadt entsprossen und frühzeitig Erbe geworden eines bedeutenden Besitzthums, wie auch von Jugend an in allen jenen Künsten wohlgeübt und erfahren, welche einer schönen Seele einen schönen Körper verleihen, zog er es doch vor, in einem „trägen Müßiggange" dahinzuwandeln, wie seine Mitbürger tadelnd bemerkten. Ob dieser Vorwurf von seinen Mitlebenden gerechtfertigt war, bleibe dahingestellt. Allein die Gründe, welche er dagegen zu seiner Vertheidigung vorzubringen pflegte, hatten auch ihre gediegene Unterlage. Er war in politischen Dingen ein sogenannter Schwarzseher, dem aber die Ereignisse der baldigen Zukunft Recht geben sollten. Jene glanzreichen Tage, wo Milet unermüdlich seine Kolonien aussandte, zumal in die

pontischen Gegenden, wo es als Beherrscherin des ägäischen und schwarzen Meeres dastand, waren längst vorübergegangen. Immer mächtiger und drohender ragte die Landmacht Persiens auf, und der Philosoph sah ein, daß, wenn nicht Hilfe vom Festlande drüben käme, nicht bloß Milet, sondern sämmtliche kleinasiatische Hellenenstädte den Feinden in die Hände fallen müßten. Kurusch, oder wie die Hellenen ihn nannten, Kyros, der Großkönig von Persien, hatte schon in gewaltigem Ansturm das Reich der Lyder sich unterworfen, und es war nur eine Frage der Zeit, wann ein persisches Heer vor den Mauern der Stadt erscheinen würde.

Zu einer solchen Sorglosigkeit in politischen Dingen, zugleich einer Frucht der ewigen Mißgunst und des Zwiespalts der Hellenenstämme untereinander, kam noch das allzu üppige Leben der Milesier, welches bei Phryniskos herben Tadel fand. Was half es, daß der kleinasiatische Hellene seinem eigenen Weibe so wenig Freiheit als möglich vergönnte, es schier zur Sclavin erniederte, wie einen Vogel im Käfig verschlossen hielt, wenn er dagegen den Hetären zu viel Freiheit verstattete, zu viel Ansehen einräumte?

Was er durch Reisende von den Spartern gehört hatte, erfüllte ihn mit Bewunderung: Dort, wo den Mädchen gestattet würde, mit den Jünglingen zu verkehren, dort wäre viel mehr Sittsamkeit zu finden. Auch Kleidung und Mahlzeiten wären höchst einfach.

Als er einmal seinen prunksüchtigen und genußliebenden Mitbürgern das Beispiel des ernsten Lakedaimon vor Augen hielt, erntete er nur Spott, indem man ihn aufforderte, nach

Sparta zu gehen und ein Spartiate zu werden; soviel sie wüßten, wäre Sparta nicht das Geburtsland des blinden Homeros; und auch er, Phrynisfos, als Philosoph, müßte wissen, daß die Philosophie nicht in den düsteren Gebirgen des Peloponnesos großgezogen worden wäre.

So zog es Phrynisfos vor, in abgeschlossener Ruhe auf seinem Landsitze bei Milet sich den philosophischen Wissenschaften hinzugeben. Bald wurden ihm die Augen der Sterne bekannter und vertrauter, als die Augen eines schönen Weibes. Ja auf die Weiber hatte er einen besonderen, heimlichen Groll geworfen; er wußte, daß es Hetären in Milet gab, die sich eine größere Bildung angeeignet hatten als viele Männer, daß ältere Hetären sogar Hochschulen des Lebensgenusses und der Lebensweisheit eingerichtet, in denen jüngere Schönheiten, meist Freigelassene, nicht bloß in allen Schlichen des Männerfanges, sondern auch in allen musischen Künsten, ja selbst in der Philosophie unterwiesen wurden — natürlich, wie er sagte, um bloß „mitzureden", um nur sich desto liebenswürdiger zu machen. Dieses löbliche Bestreben der milesischen Halbwelt nannte Phrynisfos eine offenbare Beleidigung des Männergeschlechtes. Und wenn ihn daher schon die Männer scherzweise den Spartiaten nannten, so verspotteten ihn die Schönen als Sonderling und Misogyn.

So lebte Phrynisfos Jahre lang dahin, in friedlicher Abgeschlossenheit, ganz von seiner Wissenschaft erfüllt, in ihr seine völlige Befriedigung findend, aber auch zugleich die Pflege des Körpers nicht vernachlässigend: Doppelt räthselhaft für die

Schönen, wie ein so schön gebildeter und starker Mann ein Feind der Weiber sein könnte.

Oder war er vielleicht, hellenischer Sitte gemäß, in einen schönen Jüngling verliebt?

Oder hatte er vielleicht einmal bei einem Korybantenfeste auf dem Tmolos seine Neugier furchtbar büßen müssen?

Beides traf nicht zu: weder eine angeborene Verirrung der Natur, noch eine Folge bestrafter Neugier.

Da sollte den Philosophen ein Zwischenfall aus seiner götterbegnadeten Ruhe aufscheuchen.

Heimkehrend von einem einsamen Spaziergange nach seinem zwischen Myrthen und Lorbeer versteckten Landhause, begegnete ihm auf einer herrlich blühenden Lorbeerbaumallee ein schönes Weib. Phrynisfos, welcher die Augen sinnend zu Boden geheftet hatte und die Rechte in der Falte seines Chitons geborgen hielt, bemerkte die von fern auf ihn zukommende Schöne nicht. Er machte hin und wieder einige Bewegungen mit dem Kopfe, welche sich für die an seiner Gedankenarbeit unbetheiligte Zuschauerin höchst possirlich ausnahmen. Es schien, als ob er irgend welchen mathematischen Berechnungen nachhinge. Das herrliche, im schönsten Meerblau schimmernde, langhinschleppende Himation der Schönen, welches einen himmlischen, blendenden Glanz um sich her ausbreitete, verwirrte nur ihn nicht. Selbst die berauschenden Düfte, die ihm entgegengeweht kamen aus dem dunkelschwarzen Haargelock, das von einem mit Goldfäden durchstickten Seidenneße wie in einem Bündel zusammengehalten wurde, gingen spurlos an seiner Nase vorüber. Die Schöne, welcher der phi-

losophische Sonderling nicht unbekannt war, lächelte über den so in Gedanken verloren hinwandelnden Mann. Nur noch einige Schritte, und sie mußten sich nicht nur begegnen, sondern auch mit den Köpfen zusammenstoßen, wenn nicht Einer von den Beiden dem Andern auswich.

In einer schnellanwandelnden, harmlos übermüthigen Laune beschloß das Weib, ihm nicht auszuweichen. So kam es, daß er mit einem plötzlichen Anprall sie anstieß. Verwirrt, bestürzt und im ersten Augenblick über seine Ungeschicklichkeit etwas beschämt, blickte er auf: Er sah in das sonnig lächelnde, heitere Antlitz der Schönen, welche einen zierlich geformten Sonnenschirm in der Rechten hielt, während ein kleiner Fächer, aus Pfauenfedern gebildet, ihr am Gürtel unter dem Busen herabhing. Ebenso schnell aber verdüsterte sich dagegen das Antlitz des Philosophen, und er sprach, von herbem Unmuth erfüllt:

„Ei bei Deiner Schutzgöttin, der Aphrodite Pandemos, Du leichtfertige Dirne, bei mir hättest Du Dir doch Deine mageren Künste ersparen können: Ich dächte, Lysiske, des Philosophen Phrynikos Sinnesart wäre Dir nicht unbekannt mehr!"

Mit diesen Worten bog er zur Seite aus und ging seines Weges weiter, ohne sich noch einmal nach der Schönen umzusehen. Wie ein Wanderer, der, über einen Stein stolpernd, im ersten Augenblicke auf den Stein losschimpft, ihn bald aber wieder vergessen hat, wenn er weitergegangen ist, nichts mehr spürend von dem Schmerze des Stoßes: so ging Phrynikos dahin und hatte bald das Begegniß mit dem Weibe vergessen.

Lysiske aber, welche vor Scham und Aerger über solche

Worte erröthet war, wandte sich zornglühend um, und die Rechte mit dem Sonnenschirme drohend erhebend, sprach sie:

„Ich werde mich rächen, Phrynisfos! Deinen Hochmuth werd' ich brechen!"

Dann verfolgte sie ihren Weg weiter, welcher sie bald nach dem Landhause eines ihrer Freunde führte, der heute ein fröhliches Festmahl veranstaltete.

Woher sich die Schöne und der Philosoph kannten? Lysiske war einst die Sclavin eines seiner besten Freunde gewesen und war von diesem wegen ihrer Schönheit als Mundschenkin gebraucht worden; später hatte sie der Freund freigelassen, den wegen seines allzuschwelgerischen Lebens Phrynisfos selbst nur noch selten besuchte.

Mit leichtem Drucke der Hand kannst du einen Blumenstengel beugen; kaum aber hebst du die Hand wieder auf, und um so stolzer wird die Blume ihre Krone emporrichten. Triff mit verletzendem Worte eines Weibes Herz, und es wird nicht eher wieder beruhigt sein, als bis es durch Rache, die es genommen, gesättigt sich über dich erheben kann. Das Schmähwort, auf einen Papyros mit schwarzer Farbe hingemalt, kann mit einem Schwamme weggewischt werden. Ein Schmähwort, gleichsam auf die Stirne einer Frau gezeichnet, wird sie, wenn es auch unsichtbar ist, immer als ein brennendes Mal fühlen.

Und verdiente Lysiske den bitteren Vorwurf? Hatte sie sich nicht absichtsvoll diesem Leben hingegeben? War es ihr nicht eine heilige Aufgabe, diesem verweichlichten Männergeschlechte Achtung vor dem Weibe einzuflößen? Verdankte ihr nicht schon mancher Bildner, Maler und Dichter einen Namen?

Und wo alle Männer, zumal die Vermählten selber, in ihrer Lobeserhebung, in der Feier ihrer Schönheit und geistigen Vorzüge einig waren, da durfte sich ein Einziger ein entgegengesetztes Urtheil erlauben, besonders Einer, der die Weiber gar nicht kannte, der nur von angelernten Hypothesen ausging?

Wo Alle sagten:

„O Lysiske komm', Du schöne Kypris!"

Da durfte Einer es wagen, zu sprechen:

„Geh', Lysiske, Du leichtfertige Dirne!"?

So dachte die Schöne, als sie in der Gesellschaft ihrer Freunde im Landhause des Agesandros sich befand und hier beim Symposion ihre Begegnung mit dem Philosophen erzählte. Alle waren einig, daß dem Weibe Unrecht geschehen wäre, und daß ihr Recht widerfahren müßte. Doch wie? Es gab kein Gesetz gegen solche Beleidigung; und das mochte keiner ihrer Freunde übernehmen, auf offener Straße den Phryniskos thätlich zu beleidigen, auf irgend eine Weise. Als aber Einer in der Gesellschaft sich gar für den Philosophen aufwerfen wollte und die Schöne bat, die unangenehme Sache einfach in die Nacht der Vergessenheit zu tauchen, in die man oft noch weit Schlimmeres versenken müßte, warf Agesandros nicht ohne Berechtigung dagegen ein:

„Ein herrliches Weib däucht mir die Weisheit; aber muß sie im Gewande der Häßlichkeit, der Armuth und der Unschicklichkeit einherschleichen, weil sie alles dessen entbehren zu können wähnt, was die Andern nicht missen können? Wird uns Hellenen nicht die Weisheit die angenehmste sein, welche uns im blendenden Gewande reicher Schönheit entgegen-

schwebt? Die Weisheit, welche sich nicht mit der Schönheit verträgt, oder was dasselbe ist mit der Verehrung des Schönen: eine solche Weisheit, liebe Freunde, kann nur eine Thorheit sein."

„Ich hab' einen Vorschlag," fiel ihm ein gewisser Theagenes in's Wort. „Ich denke, daß mein Kriegsplan auch der Ausführung fähig ist. Sind wir alle einig, so kann er nicht mißglücken. Und, was die Hauptsache ist, das Ganze bleibt ein harmloser Spaß, welchen ich dem Stiche einer Biene vergleichen möchte; er wird nur Gelächter erregen — freilich auf Kosten unseres armen Phryniskos."

„Denn, wie Ihr wißt, verkehrt Phryniskos außer mit einigen von Euch auch noch hin und wieder mit meiner Wenigkeit, weil er mich meines Vaters wegen zu schätzen weiß. Dieser hat ihm schon so manche Schrift drüben vom Festlande mitbringen lassen. Ferner, feiern wir nicht nächstens wieder unser Frühlingsfest, die Dionysien? Da es aber in diesen Tagen nicht bloß gestattet, sondern sogar geboten ist, sich ausgelassen dem Taumel der Festesfreude hinzugeben, so nehm' ich an, daß er meine Einladung zu einem fröhlichen Festmahl nicht abschlagen wird."

Darauf wurde das Nähere berathen und auch angenommen unter lautem Gelächter des Beifalls. Lysiske selber hörte still nachsinnlich zu.

Eines Vormittags überbrachte ein Diener des Theagenes dem Philosophen die Einladung. Wie Theagenes vorausgesehen hatte, lehnte Phryniskos nicht ab. Theils gedacht' er der guten Dienste, welche ihm schon oft für seine wissenschaft-

lichen Zwecke und musischen Liebhabereien der Vater des Theagenes geleistet hatte, theils wollt' er auch (der Gedanke kam ihm zufällig) dem Vorurtheile die Stirn bieten, als ob er selbst schon gänzlich auf die harmlosen Freuden des Lebens verzichtete. Dieses Mal gefiel ihm die Begründung des Theagenes sehr gut; er mußte sogar darüber lächeln; denn in der Einladung, welche auf ein Wachstäfelchen in sorgfältiger und launiger Weise niedergeschrieben war, hatte sein Freund unter anderen verlockenden Gründen geschrieben, daß, wie auch Phrynisfos wohl wissen müßte, so ein Philosoph von dem großen Haufen immer ein wenig von der Seite mit scheelen Blicken gemustert würde, weil er in Bezug auf Götterverehrung und Einhaltung der vätererererbten Bräuche immer etwas lau wäre; wenn nun aber ein Philosoph von dem allgemeinsten und größten Volksgottesfeste sich ausschlösse, könnt' er leicht in den Verdacht der Asebie gerathen und sich eine Anklage wegen Gottlosigkeit auf den Hals laden. Er, nämlich Theagenes, lächelte auch über die ganze Priesterkomödie, welche der dummen Menge aufgespielt würde, allein das wär' eben eine Weisheit jener wenigen, auserlesenen Geister, welche gleichsam die leuchtende Fackel der Weisheit trügen und dem großen Festzuge vorangingen, sich nicht merken zu lassen, daß sie, die wenigen, die bevorzugten und vorangehenden wären, näher dem einen Ziele als all' die unzähligen andern. Der Neid der Götter ließe sich ertragen; aber gefährlich und furchtbar könnte die Mißgunst der Sterblichen werden.

„Da sieht man den späteren Volksredner und Lenker und Staatsmann!“ scherzte Phrynisfos. „Ich werde kommen!“

sagte er zu dem wartenden Sclaven, nachdem er den Brief gelesen hatte.

Woher Phrynifkos diesen Morgen so fröhlich gelaunt war, hätte er selber nicht sagen können, wenn darum gefragt. Hätte man aber den Demetrios gefragt, welcher heute Morgen im Garten beschäftigt war und oft kopfschüttelnd dem sonderbaren Treiben seines Herren nachschaute, so würde der jedenfalls erwidert haben: „So ein junges, liebendes Wassernatterpärchen, dessen reizvoll zierlichen Bewegungen in dem an unserm Grundstücke vorbeifließenden Silberbächlein er heute den ganzen Morgen über zusah, hat ihn von den Sternen wieder auf die Erde gesetzt."

Erschreckt aber hätte sich der treue Diener Demetrios, wenn er gesehen, mit welcher behaglichen Ruhe sich der Philosoph eine Papyrosrolle herlangte, auf den Knieen ausbreitete und las:

Hier am Waldrand — welche belebte Stille!
Und ich seh' die Sonne sich langsam neigen,
Während nah vor menschlichem Blick geborgen,
Singt die Cicade.

Durch des Waldthals düstere Hallen laufen
Wundersam mich mahnende, wirre Stimmen
Gleichwie schalkhaft Flötengetön, dazwischen
Klingt es wie Kichern.

Nur ein einzig rosiges Purpurwölkchen
Schwimmt noch fern am duftigen Horizonte —
Doch, was seh' ich? Göttliche, neige ganz den
Schwellenden Busen.

Holde Kypris, siehe! die Sternennacht kam,
Träufl' auf mich aus rosigem Wolkenschleier
Deines Mund's süß wehenden Gluthhauch, steige
Nieder vom Himmel!

Ach, das Purpurwölkchen zerfließt! Im Blaue
Prangt das Mondlicht, aber die Sternennacht kam,
O wie konnt' ich Dich nur so ganz vergessen,
Tochter der Kypris,

Die mit sehnsuchtglühenden Augen lange
Wohl geharrt schon, spähend an offner Thüre,
In der Nacht, vom schmeichelnden Wind umspielet
Busen und Stirnhaar?

Deinen Wink, hinflatterndes Rosenwölkchen,
Ich versteh' ihn: Träumende schauen manches,
Doch euch pflückt, ihr goldenen Aepfel, stets nur
Wachende Thatkraft.

Nachdem Phryniskos diese Zeilen laut vor sich hingelesen, sprach er also:

„Seltsame Stimmung, in der ich mich heute befinde! Wie komm' ich dazu, just dieses Jugendgedicht wieder hervorzulangen? Jugendgedicht? Hm! beim Apollon, ich glaube, mein lieber Phryniskos, du bist noch gar nicht so alt!"

Zum späten Nachmittage war er eingeladen worden. Da er wußte, daß in diesen Festtagen das Mahl und besonders das daran sich anschließende Trinkgelage zumeist bis in den dämmernden Morgen ausgedehnt wurde, so beschloß er, vor dem Bade noch eine Stunde des Schlummers zu pflegen.

Als er in seinem kühlen Gemache aus dem kurzen Schlummer durch eine leise Handbewegung seines Dieners erweckt

wurde, rieb er sich erstaunt die Augen. Er hatte geträumt, er hatte so lebhaft geträumt, daß er beim Erwachen erschrak, blos geträumt zu haben. Die holdanlächelnde Kypris war ihm im Traum erschienen, von einem Rosengewölke getragen, während im blauen Hintergrunde das taubenbespannte, mit Blumenketten umwundene Goldgefährt der Göttin schwebte; ernst lächelnd blickte sie auf ihn, den Daliegenden, nieder, und doch voll unaussprechlicher Huld. Vor ihr aber, bald zu der Göttin Füßen, bald um ihres Leibes Mitte, schwebten unzählige Eroten, die etwas gar Seltsames in Händen hielten, was im Schlummer seine Augen nicht hatten enträthseln können. Es glich einem Vließe, und es war ihm, als hätt' er an diesem Felle zwei Ohren erkennen können, welche glänzten, wie wenn sie übergoldet wären.

Phrynískos konnte über diesen wunderlichen Traum nur lachen. Wär' er ein „gewöhnlicher" Milesier gewesen, so hätt' er es für seine erste Pflicht gehalten, sich von einem der Mantik kundigen Priester den seltsamen Traum auslegen zu lassen, zumal er ihn am lichten Tage geträumt hatte. So aber begnügte er sich, darüber nachzusinnen, woran er vor dem Einschlafen dachte; und da er nichts fand, was ihn auf einen solchen Traum just hätte führen können, so begnügte er sich damit, den Traum einfach wieder zu vergessen.

„Phrynískos, du bist heute vergeßlich! Fiel dir nicht das Maulthierfell heute Morgen im Garten auf, welches dein Gärtner Demetrios über einige Rosensträucher hingebreitet hatte, damit es, durch die Strahlen der Sonne getrocknet, gegerbt werden konnte?"

„Ein graues Fell mit goldenen Ohren!" philosophirte er wieder. „Was soll das bedeuten? Bei der Pallas, ein Esel bin ich doch nicht, weder ein symbolischer noch wirklicher; und wenn ich ein Esel wäre, wie käm' ich dann zu den vergoldeten Ohren?"

Die Spätnachmittagsstunde kam heran. Nachdem Phrynisкos ein stärkendes Bad genommen, kleidete er sich so sorgfältig wie möglich. Mit eigener Hand suchte er aus der Lade den neuesten Chiton aus feinster milesischer Wolle und schimmernd wie frischgefallener Schnee. Sein Haar duftete nach den kostbarsten Salben, ebenso der Bart. Er, welcher sich gewöhnlich schlecht und einfach zu kleiden pflegte wie der Aermsten einer im reichen Milet, wollte dieses Mal seinen Freunden „zeigen", daß auch er noch wüßte, was schön wäre — oder was wenigstens die andern Menschen für schön hielten. Dem Unbefangenen mocht' es scheinen, als hätte Phrynisкos heute den Philosophenmantel ausgezogen und sich die Maske des üppigsten Milesiers aufgesetzt, während der Boshafte sagte:

„Aha, der Wolf in Schafskleidern!"

So angethan begab er sich in das Haus des Theagenes, welches inmitten der Stadt unfern von dem großen Marktplatze lag.

Daß ihn heut auf seinem Gange durch die Straßen mehr als einmal mehr als eine Hetäre, verschleiert und in blumigem Gewande, bedeutungsvoll mit dem Ellenbogen anstieß, empörte ihn nicht. Wenn er auch auf diesen bedeutungsvollen Wink nicht weiter achtete, so war er doch viel zu heiter ge-

stimmt, um über diese Art von rücksichtsloser Belästigung ein kränkendes Wort des Mißmuths fallen zu lassen.

So viel vermag der Anblick eines jungen, liebenden Wassernatterpärchens, das sich bald sucht, bald flieht in reizenden Windungen.

Sogar des Theagenes Thürhüter, welchem der Philosoph von früheren Besuchen her wohl bekannt war, konnte eine Bewegung des Staunens nicht unterdrücken. Er geleitete den Phrynískos durch das Peristyl in den behaglich eingerichteten Eßsaal, wo schon die Meisten, auf bunten Pfühlen zu zweien gelagert, seiner Ankunft erwartungsvoll harrten.

„Er ist doch gekommen!" ging ein leises, freudiges Murmeln durch die ganze Gesellschaft. Sie erhoben sich und begrüßten ihn, um sich dann wieder niederzulegen. Neben sich auf seinem Pfühle wies ihm Theagenes einen Sitz an. Hurtig eilte ein schöner Knabe herbei, band dem Phrynískos die Sandalen ab und goß ihm über die Füße erfrischendes Wasser, welches, zur Feier des Tages, mit Wein versetzt war.

Nachdem das prächtige Mahl, dessen keine Persertafel sich zu schämen brauchte, beendet worden war, begann nach den üblichen Libationen das eigentliche Trinkgelage. Es schien einen würdigen, schier philisterhaft hausbackenen Verlauf nehmen zu wollen. Man sprach von den neuesten Tagesneuigkeiten, von politischen Angelegenheiten, Kunstwerken, Tragödien und anderen Dingen. Doch seltsam! Geflissentlich schien es diese noch in der Blüthe der Jahre stehende Gesellschaft zu vermeiden, auf das Lieblingsthema der Jugend zu kommen. Ja schließlich kam es so weit, daß der Philosoph des Näheren

und Breiteren auseinander setzen mußte, was Astronomie und Philosophie für einen Nutzen der Menschheit gewährten, wobei er denn auch dem sich nimmer leerenden Becher vor ihm wacker zusprach.

Phryniskos gestand sich im Stillen, daß es nicht gut wäre, zumal für einen Philosophen, wenn er so ganz auf den Verkehr mit der sogenannten Welt verzichtete. Wie viele weise Ansichten und Aussprüche, welche oft die Sache auf den Kopf trafen, mußte er hier zu seinem Staunen vernehmen! Aussprüche, die nicht das Erzeugnis selbstbewußter Verstandesthätigkeit waren, Früchte eines langsamen, reiflichen Ueberlegens, sondern die von den Lippen dieser jungen Männer kamen, wie dereinst aus dem Hirne des Zeus die Pallas Athene, und wie noch immer der Blitz aus den Wolken. „Die Weisheit, nach welcher du strebtest dein Leben lang," dacht' er, „ist am Ende nur ein Allgemeingut, an welchem Alle theilnehmen wie am Besitze des Erdbodens, die aber Niemand für sich allein in Anspruch nehmen kann!"

„O Phryniskos, verfolge weiter diesen Gedanken und du hast ein System gefunden, aus dem heraus für dich es nichts mehr Unerklärliches giebt!"

So dacht' er weiter.

Und diese geheuchelte Aufmerksamkeit der jungen Männer umher? Wiegte ihn schier auf den Wellen philosophischer Eitelkeit!

„Aber mein lieber Theagenes, Dein Wein ist etwas schwer," wandte er sich lächelnd zu diesem, „indessen beim Bakchos, wie kann ich in solchen Dingen noch maßgebend sein? Ich trink

ihn nun selten, sehr verdünnt, und da trifft mich wohl die Schuld, wenn er mir zu schwer erscheint — im Uebrigen, ein herrliches Gewächs!"

„Ja, lieber Phrynistos," entgegnete ihm der, „mein Wein, den Du da trinkst, ist echter, gut abgelagerter Chier. Du weißt ja, meines Vaters weitreichende Handelsverbindungen..."

Der arme Weise konnte nicht ahnen und noch viel weniger wissen, daß der liebreizende Mundschenk auf besonderen Befehl seines Herren Theagenes ihm eine stärkere Weinmischung heimlich vorsetzen mußte als den übrigen Gästen. Denn wenn diese Wasser tranken mit Wein gemischt, so schlürfte Phrynistos behaglich seinen mit Wasser angehauchten Wein nieder.

In solcher Weise folgte eine Stunde der andern — ein Becher dem andern. Je schwerfälliger und lahmer die Zunge wurde, desto leichtere Flügel schien sein Geist zu bekommen. Er wollte von der Philosophie der Astronomie sprechen und sprach von der Astronomie der Wissenschaft. Indem man es bisher vermieden, einen Symposiarchen zu wählen, war das Ruder der Unterhaltung allmählich an den Philosophen gekommen. Er suchte die Anwesenden zu überzeugen, daß die Astronomie die höchste Wissenschaft wäre; er schien erfreut, wenn Theagenes unter Lächeln zugab, daß die Astronomie die höchste Wissenschaft wäre; insofern als die Sterne am höchsten stünden und den Menschen am fernsten. Ja auf die Scherzfrage des Agesandros, ob nicht die Gastronomie eine noch größere, umfangreichere Wissenschaft wäre, weil sie doch

einen Buchstaben mehr besäße als die Astronomie, hatte er nur ein freundliches: „Welch beißender Witz!“

„Wißt Ihr auch, daß ich Verse machen kann?“ fragte Phrynisfos.

„Du Verse?“ thaten die Andern erstaunt, obwohl sie es sehr gut wußten.

„Ja, ich und was für welche! Wollt Ihr ein Trinklied?“

„Ja, wir wollen ein Trinklied, ein Deiner würdiges!“

„Natürlich, natürlich, meine lieben, besseren, besten Freunde, ein meiner würdiges Trinklied. Schweigt in Andacht und lauscht, die Ohren gespitzt:

Leuchtet vor mir duftend des Weines Blume,
Seh' ich manchmal Sonniges klangvoll schimmern
Auf dem purpurglänzenden, diamant'nen
Grunde des Bechers.

Ist es auch nicht immer ein Erosköpfchen,
Das mir schalkhaft lüstern entgegenlächelt,
Ist's auch nicht der Kypria schaumentstieg'ner
Reizender Busen;

Ist's auch nicht das sinnende Marmorantlitz
Meiner niemals zürnenden, edlen Pallas,
Ist's doch herzerfreuend und lieblich schön nicht
Minder zu hören!

Aber wer kann solchen geheimen Zauber
Bannen in der Sprache gediegnes Stahlnetz,
Der den kindlich lauschenden, frommen Ohren
Mystisch herauftönt

Aus des geistumschließenden, kleinen Bechers
Himmelsschildabspiegelnden, ruhevollen,
Traumesduftansathmenden, sonneheitern,
Purpurnen Tiefen? . . ."

Phryniskos sah sich um. Rings Schweigen. „Das Lied schon zu Ende?" fragte Einer. „Darauf wartete ich," entgegnete übermüthig lächelnd der Philosoph. „Freilich ist das Lied zu Ende; es ist sehr zu Ende, es ist ganz zu Ende. Dieses Lied hat aber gewiß ein Ende. Still da! Alle still" . . .

„Sehr stille," spottete Einer.

„Ganz stille!" ein Anderer, und Phryniskos sang zur Leier:

Preis', o preise den Apfelbaum,
Der vom Winde so leis gewiegt
Dir die goldigsten Früchte schenkt,
Kindlich froh zu genießen.

Aber schmähe die Rose nicht,
Deren Duft dich bezaubernd labt:
Still nachblühend entkeimt ihr oft
Ach, langjährig Erinnern!"

Den Freunden schien der passende Augenblick zur Ausführung ihres Planes gekommen, bedäuchte sie doch der Freund der Weisheit augenblicklich mehr im Joche des Bakchos zu liegen, als im Banne der Pallas Athene zu stehen.

Da erhob sich wie zufällig Einer aus der Gesellschaft von seinem Pupurpfühl und sprach: „Ich habe einen Einfall, liebe Freunde, welchen, wie ich annehmen muß, mir Bakchos selber soeben zugeflüstert hat. Dem Gotte zu Ehren feiern wir heute dieses Gelage: Wie wär' es, wenn wir dem Brauche gemäß und auch dem Dionysos zu Ehren uns jetzt maskirten? Das

könnte die Lust des Festes nur noch steigern. Und nach meiner Meinung gäb es einige erheiternde Zwischenfälle. Gilt es doch heute vor allem der Freude, der bakchischen Freude ein Opfer zu bringen!"

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Phryniskos stimmte zwar nicht dafür, aber auch nicht dagegen. Schnell waren die Masken und nöthigen Gewänder zur Hand. Phryniskos erklärte, dem tollen Spaße zusehen zu wollen. Schnell aber warf Theagenes ein Wort dazwischen, indem er auf diese Weise die leicht bemerkbare Verblüffung der Andern bemäntelte:

„Einverstanden, Ihr Freunde. Doch laßt uns zunächst dem Gotte zu Ehren die großen Doppelbecher ergreifen und einen Umtrunk halten. Oder hast Du vielleicht, o Phryniskos, etwas einzuwenden? Gedenke des Briefes vom heutigen Morgen!"

Dagegen konnte er sich nicht sträuben, zumal der Wein, je reichlicher genossen, je besser ihm mundete.

Die großen Doppelbecher wurden gebracht, der Umtrunk wurde gehalten.

Der weise Philosoph, der junge Phryniskos, sah von seinem Pfühle aus nur noch, wie da vor ihm goldschimmernde, mit Weinlaub geschmückte Silene und Satyre in grotesken Tanzbewegungen auf- und niedersprangen. Er glaubte den jugendlichen Gott selber in seiner schier weiblich üppigen Leibesblüte zu sehen, nur die Ariadne vermißte er. Auch jene übermüthig possenhaften, in's Große verzerrten Nachbildungen und Abzeichen gewahrte er noch, welche den Priestern der Kybele auf dem Tmolos das bedeutsamste Idol und Symbol ihres Dienstes waren.

Allein das tolle Gelärm und Getanze, die ausgelassenen, mehr als ungezogenen Lieder des Gottes vermochten ihn nicht mehr wach zu halten. Er wollte noch einmal nach dem halbvollen Becher greifen; er stieß ihn um. Sein Philosophenkopf sank müde auf's Kissen zurück; wenige Minuten, und er war fest eingeschlafen.

Schon kündete sich ferne die aufgehende Sonne an. In dem Speisesaal war noch lampenhelle Nacht. Die Gäste des Theagenes, welche jetzt erst in ihrer Art das Fest gefeiert hatten, ließen sich auf den Wink des Theagenes wieder auf ihre Pfühle nieder. Die letzten Becher wurden gefüllt. Theagenes, inzwischen von Allen zum Trinkkönige oder Symposiarchen ernannt, befahl jetzt, dem Brauche gemäß, daß sich Jeder den Becher auf's Haupt setzen sollte, um zu erproben, wer noch munter, und wohl auch, wer noch nüchtern wäre. Dieses geschah. Daß Phrynisfos schlief, war Niemandem ein Räthsel, und auch jenem Wesen nicht, welches, inzwischen herbeigerufen, auf einem kleinen Bänkchen vor dem Pfühle des schlummernden Philosophen saß.

Trotzdem setzte man auch ihm einen vollgefüllten Becher behutsam auf's Haupt. Darauf erschallte der Ruf, die Becher vom Haupte zu nehmen und in einem gewaltigen Zuge zu leeren. Alle thaten so, nachdem sie sich erhoben hatten. Phrynisfos schlummerte weiter. Jetzt näherte sich Theagenes dem Schläfer, und kraft seines Amtes als Symposiarch goß er dem Pflichtvergessenen seinen Becher über's Haupt.

Phrynisfos erwachte, erhob sich und saß aufrecht auf dem Pfühle, das rieselnde Naß von sich zu schütteln versuchend.

Ein „unsterbliches" Gelächter begleitete dieses vergebliche Bemühen. Da sah er die ihm zu Füßen sitzende Lysiske. Sie blickte ihn mildlächelnd an und reichte ihm einen kleinen Silberspiegel dar. Willenlos griff seine Hand darnach, um ihn im nächsten Momente wieder klirrend zu Boden fallen zu lassen.

Und was sah er in dem Spiegel, das ihn so plötzlich bestürzte und ihm seine völlige Besinnung wiedergab?

Sich selber, die Schultern mit einem grauen Eselsfell umhangen; und da, wo die Natur dem Menschen ein Paar zierliche Gehörsmuscheln angeheftet hat, ragten so dummstolz übermüthig zwei gewaltige, langgespitzte, vergoldete Ohren!

Ein zweiter Augenblick genügte für ihn, um vom Lager aufzuspringen und das Eselsfell mit den vergoldeten Ohren weit von sich zu schleudern.

Lysiske schaute von ihrem Bänkchen ruhig zu. Was in diesem Augenblick in ihrer Seele vorging, wer mag es errathen? Während die Anderen toll gelärmt hatten, betrachtete sie oft und lange den vom Weine bewältigten, schlummernden Philosophen. Immer wieder war ihr der Gedanke gekommen: wie konnt' ein solcher Mann auf diese Weise dich beleidigen? Sie achtete ihn mehr als die Anderen, und fast hätte sie gewünscht, daß der ganze Scherz ungeschehen wäre.

Während nun unter dem lauter sich erhebenden Jubel der Mehrzahl Einige den Aufgeregten zu beschwichtigen suchten, indem sie ihm die Sache als einen harmlosen Spaß auseinandersetzen wollten, raffte er seinen weißen, vom Weine blaßroth gefärbten Chiton zusammen, und mit einem verachtenden

Blick auf die um ihn versammelten Freunde, blieb er inmitten des Speisesaals stehen und sprach:

„Kennt Ihr, die Ihr die Stirne hattet, Euch meine Freunde zu nennen, die Geschichte vom weisen Thales? Ich will sie Euch erzählen:

An einem rosigen Spätherbstmorgen ging dereinst
Der weise Thales über einen Markt, und er
Betrachtete der Sonne Stand und Lauf und Schein.
Die Augen so dem blauen Himmel zugewandt
Und Hohes sinnend, sah er nicht den Aepfelkorb,
Dahinter saß ein altes Weib. Er stößt ihn um
Und fällt. Es keift das Weib. Die Menschen auf dem Markt
Verlachen ihn. Er aber rafft sich hastig auf
Und wandelt ruhevoll weiter, gleich als wäre nichts
Geschehn. Ihr aber merkt Euch dies: es stolpert wohl
Bisweilen auch ein Philosoph: doch immer bleibt
Der Sonnenball ihm näher als ein Aepfelkorb. —“

Die Rechte in den Chiton bergend, nachdem er zuvor den zu Beginn des Trinkgelages empfangenen Rosenkranz von der Stirne genommen und auf den Estrich geworfen hatte, ging er langsam würdevoll hinaus, ohne die Anwesenden eines Abschiedsgrußes zu würdigen.

Diese waren über den doch unerwarteten Ausgang einigermaßen verwirrt. Sich zu Lysiske, welche inzwischen aufgestanden war und aufmerksam zuhörend eine geheime Freude über die Rede des Phrynistos empfunden hatte: sich zu ihr wendend, fragte Theagenes von den anderen Freunden umringt:

„Nun, Lysiske, bist Du zufrieden? Haben wir unsere Schuldigkeit gethan?“

Lysiske antwortete darauf nichts. Sie hatte keinen Dank auf den Lippen für diesen Dienst, für diesen Gehorsam gegen ihre Schönheit; sie dachte nur der Strophe, die sie von dem Munde des jungen Philosophen vernommen; denn unsichtbar seinen Augen, in einem Nebengemache verweilend, mußte auch sie jenes Liedchen hören, dessen zweite und letzte Strophe so gelautet:

Aber schmähe die Rose nicht,
Deren Duft dich bezaubernd labt:
Still nachblühend entkeimt ihr oft
Ach, langjährig Erinnern!

Unter einem tiefen Seufzer wiederholte sie nochmals die Worte:

Ach, langjährig Erinnern!

* * *

Die Schöne aber empfing an einem der nächsten Tage durch einen Sclaven des Phrynisкos ein Schreiben, welches lautete: „Schöne Lysiske! (Wie sie bei dieser Anrede vor Erwartung und Freude zitterte!) Nachdem ich mir die ganze Angelegenheit, welche in den Augen meiner Freunde eine Art von Bestrafung sein sollte, einige Tage lang reiflich überlegt und erwogen habe, find' ich keinen greifbaren Grund, Dir persönlich irgendwie zu zürnen. Ich sehe ein, daß ich Dich auf jenem Spaziergange in der Lorbeerbaumallee gröblich beleidigt habe. Du, als ein Weib, so will mir scheinen, warst berechtigt, diesen Schimpf von Dir abzuwaschen. Es ist Dir gelungen. Nur daß Diejenigen, welche sich bisher meine Freunde nannten, sich so bereit zu Sclaven Deines schlauen Racheplanes

hergaben, läßt noch einen kleinen Stachel in meinem Busen zurück, wenn ich freilich zu ihrer Entschuldigung auch annehmen muß, daß es eben nur Deiner weisen Ueberredungskunst gelungen ist, sie auf Deine Seite ziehen und gegen mich in Harnisch zu bringen. („Da irrst Du, mein weiser, lieber Phryniskos," sprach sie lächelnd vor sich hin.) Indessen sie sich zu Sclaven der Kypris machten, verfiel ich der Macht des Bakchos: Werde die Schuld auf beiden Seiten nicht weiter erwogen, sondern aufgehoben. Warum prüft' ich mich nicht vorher? Doch dem sei nun, wie ihm sei, Dir, o Lysiske, hab' ich aus vollem Herzen verziehen. Ja, magst Du es laut allen Menschen in Milet verkündigen und noch weiter hinaus bis an die Säulen des Herakles, daß es Dir, o schöne Verleiblichung der himmlischen Kypris, gelungen ist, dem Weiberverächter Phryniskos wieder Achtung vor einem Weibe einzuflößen.

Gestattet es Deine goldene Zeit, so könntest Du mir keine größere Freude bereiten, als wenn Du mit mir einmal eine holde Stunde verplaudertest in meiner Behausung. Auch zwei und mehrere. Ich würde stolz auf die Bekanntschaft eines solchen Weibes sein. Auch glaub' ich, daß ich Dir noch einiges mehr bieten kann als Deine bisherigen Freunde, die, wie Du mir glauben wirst, doch nie ein Weib in seiner Ganzheit, sondern nur in seinen einzelnen Theilen zu würdigen wissen.

(„Woher weiß er das?" fragte sie sich wieder lächelnd. „Indessen — Unrecht hat er nicht!")

Betrachte den goldenen Armschmuck, welchen ich Dir durch den Ueberbringer dieses Schreibens mitsenden lasse, als das bescheidene Symbol meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Dein Phrynikos, der vor allen anderen Wünschen den einen, höchsten Wunsch hegt, öffentlich Dein Freund nicht bloß zu heißen, sondern auch zu sein!"

Mit inniger, seelebewegender Theilnahme las das schöne Mädchen noch ein beiliegendes Gedicht, welchem man es gleichsam ansah, daß es erst vor wenigen Stunden empfunden und hingeschrieben war:

Dir am Busen zu ruh'n, während berauscht die Hand
Fühlt die liebende Gluth, welche das Herz durchwogt —
Ha, nichts Schöneres giebt es,
Seit voll Staunen die Welt erwacht.

Wahr, so lange das Licht sterblichen Menschen scheint,
Bleibt dein göttlicher Spruch, himmlischer Weisheit voll,
Hermes: „Gerne mit Kypris
Ruht' ich unter dem goldnen Netz!"

Heil dem Glücklichen, den zaubergefesselt trägt
Im weichschwellenden Arm minnige Liebeshuld:
Füllt den Busen ihm da nicht
Weltumschließendes Allgefühl?

Laß', o lasse mich, Kind, während der Liebesstern
Schwebt am Himmel entlang, seligen Göttertraum
Hold austräumen: zu bald nur
Zwingt uns wieder in's Joch der Tag.

„O seltsam launische Kypris!" seufzte das schöne Mädchen, nachdem sie das Schreiben mit dem Liede gelesen und den schweigend vor ihr wartenden Sclaven ohne eine bestimmte Antwort wieder hatte gehen lassen. Sie las den Brief noch mehrere Male; sie zeigte ihn keinem ihrer Freunde und mußte nur immer wieder seufzen:

„O seltsam launische Kypris!"

Aber dieser Seufzer klang durchaus nicht so, als wenn er aus einem schmerzbewegten Herzen kam. Ein weniger gefühlvolles Mädchen hätte vielleicht voll von triumphirendem Trotze gesprochen:

„Endlich also doch!" —

Ganz Milet lachte, als es die wunderliche Geschichte von den vergoldeten Ohren des Phryniskos zu hören bekam; ganz Milet staunte, als es von dieser neuen „Eroberung" des schönen Weibes hörte.

Und Lysiske selber?

Nun, wenn man den unzufriedenen Agesandros und den über diese Bestrafung gar nicht erfreuten Theagenes hört, so ist sie schon lange damit beschäftigt, um in dem schönen Landhause dem Weisen mancherlei Vorträge über die Wissenschaft der Liebe zu halten, wobei denn freilich, wie sie boshaft mit heimlichem Aerger hinzufügen, die erklärenden und zugleich unerklärbaren Experimente der Liebe die wichtigste Rolle spielen. Auch soll Phryniskos selber einmal in einer blauen Sommernacht zu der neben ihm durch den Myrthenhain wandelnden Schönen gesagt haben, daß das Studium zweier Augensterne für einen Sterblichen wenn nicht von größerem Werthe, so doch viel nothwendiger und angenehmer wär' als der Verkehr mit sämmtlichen fernen Gestirnen.

Als ihm aber die schöne Lysiske, welche er an jenem Morgen etwas drastisch mit einem „Apfelkorbe" verglichen hatte, nach ungefähr zehn und einem viertel Monde einen Apfel in Gestalt eines prächtigen Knäbleins auf die Kniee

legte, da behielt der bekehrte Weise die schöne Lysiske für immer bei sich.

„Wer hätte das gedacht!“ sagte mißmuthig Agesandros.

„Ich lasse mich nie wieder darauf ein, einem Weibe zu seinem Recht zu verhelfen!“ sagte Theagenes.

Die beiden Glücklichen aber sagten gar nichts, sondern priesen die Fügung der himmlischen Kypris und gelobten der Ehegöttin, der Gemahlin des Zeus, alljährlich ein glänzendes Opfer zu bringen.

Das Grab zu Ephesos.

In Ephesos lebte einmal ein alter Kaufmann, der wegen seiner Ehrlichkeit und seiner Freigebigkeit bei seinen Mitbürgern sich der höchsten Achtung erfreute. Nachdem er durch gelungene Handelsgeschäfte sich ein bedeutendes Vermögen gesammelt hatte, beschloß er, es in würdiger Weise auszugeben und zu genießen. Wo man nur in der Stadt hinsah, konnte man die mildthätige Hand des Habrokomas sehen: jener Lorbeerhain, welcher in der Nähe eines öffentlichen Platzes stand, mit marmornen Ruhebänken und mit Bildwerken von mancher Art geschmückt, war auf seine Kosten hergestellt worden; ein Gymnasion, das nicht ganz mehr den Anforderungen der Neuzeit entsprach, war durch ihn erweitert und verschönert worden. Auch der Armen gedacht' er, und bei öffentlichen Festen wurde sein Name vor allen genannt.

Habrokomas zählte 50 Jahre, als sein jüngster Bruder starb, der jüngste von sieben Brüdern, die nun Alle mit Ausnahme des Aeltesten, des Habrokomas, in der Schattenwohnung des Hades verweilten. Jener jüngste Bruder hinterließ ein junges Weibchen von glänzender Schönheit, mit welcher er

nur einen Honigmond verlebt hatte. Als das Testament in Gegenwart von Zeugen eröffnet worden war, las Habrokomas, daß sein Bruder ihn zum Erben des ganzen Vermögens eingesetzt, falls er seine arme, hinterlassene Frau heirathen würde. Diese hatte nichts dagegen einzuwenden. War sie doch nach jonischer Sitte fast zur Unselbständigkeit und Entäußerung jeder eigenen Meinung erzogen worden; war sie doch noch als Frau wie ein Kind behandelt worden, so daß sie sich wie ein Kind fügte. Einige Thränen, und die Sache war abgethan, der todte Gemahl vergessen.

Und der alte Habrokomas? Er war just kein Weiberfeind, wenn ihm auch bisher die Weiber wenige, fast gar keine kostbaren Stunden geraubt hatten; aber der letzte Wille des Verstorbenen, dem er mit mehr als brüderlicher Neigung zugethan, dem er ein Freund war, blieb ihm heilig: Antheia wurde sein Weib.

Habrokomas wurde durch diese späte Ehe wie verwandelt. Lächelnd und mit Wohlbehagen äußerte er oft, daß er nicht geglaubt hätte, welch ein süßes Ding ein junges Weibchen wäre, blühend gleich einer Orange. Der Spätherbst seines Lebens war ihm zu einem sonnemilden Sommer geworden. Er behandelte seine Frau, als wenn sie sein einziges Töchterchen wäre. Er trug sie, wie man sagt, auf Händen. Er sorgte dafür, daß sie sich um nichts im Hause zu kümmern brauchte, daß sie ihren Tag mit Putz und Tändeln und Spielereien verbringen konnte. Und was hätte auch die junge, siebzehnjährige Frau Großes anordnen können?

Dem jungen Weibe kam diese aufopfernde Zärtlichkeit

ihres Gatten viel zu neu vor, als daß sie darüber auf sich selber hätte achten sollen und gewahren, wie trotz seiner Liebe ihr Herz leer blieb. Sie nahm seine Liebenswürdigkeiten hin, sie lächelte zu seinen Schmeicheleien, sie war ausgelassen mit ihm, sie kleidete sich ihm zu Gefallen nach dem neuesten Geschmacke, aber sie sehnte sich darnach, einmal aus dem Kerker ihres Frauengemaches herauszukommen, und andere zumal jüngere Männer zu sehen. Dies war ein Wunsch, den sie nie sagen durfte, den sie immer unterdrücken mußte.

Das Glück des Habrokomas konnte Neid erregen, wenn man es dem wackeren Kaufmanne wegen seiner öffentlichen Milde nicht gern gegönnt hätte.

Allein wie sagen doch die götterfürchtigen Hellenen? Zwischen den Lippen und dem Becher ist noch Raum genug für ein Unglück.

Es ist auch kein Wunder, wenn Einer fünfzig Jahre dahinging durch's Leben, blind, mit dem Staare behaftet, und plötzlich, durch einen ägyptischen Arzt von seinem Augenleiden erlöst, sich wieder des Sonnenlichtes erfreuen darf. Weise wird man durch den Augenblick, klug gewöhnlich nie oder kurz vor Lebensschluß.

Habrokomas schlief mit seiner jungen Frau zusammen in dem Thalamos, der sich seiner Anordnung gemäß im Oberstocke des prachtvollen Hauses befand. Als er sich eines Morgens von der Seite seiner Antheia erhob und leise sich erhebend sie, die noch zu schlummern schien, küßte, da schlug sie nicht wie gewöhnlich die Augen auf, da legte sie nicht wie gewöhnlich den Arm um seinen Hals, ihn dabei mit ihrem lieblichen,

seltsam wehmüthigen Antlitze betrachtend, sondern blieb geruhig liegen. Habrokomas staunte. Sie war zu keiner Familienfestlichkeit gestern Abend mit ihm gewesen, sie war mit ihm ziemlich frühe zu Bette gegangen, und sie erwachte nicht?

Er zog die große, prachtvolle, schwere Purpurdecke, unter der sie lag, ein wenig hinweg, und wie die Göttin selber, als sie dem Schaum entstiegen im Paphischen Haine auf einem Veilchenlager gebettet lag: so sah er seine Antheia vor sich in ambrosischer Schöne. Er küßte ihr nochmals den rosig blühenden Mund, er küßte ihr die lilienweiße Brust. Umsonst. Sie erwachte nicht. Er rief sie bei Namen; er legte lauschend sein Ohr an ihren Busen: Mit einem plötzlichen, verzweifelten Aufschrei sank er auf den Estrich hin, zu Füßen des Lagers. Der Schrei durchdrang das ganze Haus. Schnell eilte aus dem Frauengemache im unteren Stockwerke die alte Sclavin und treue Dienerin der Antheia hinauf, während ihr ein Sclave folgte. Der Diener legte den wie todt Daliegenden auf ein noch im Thalamos leerstehendes Pfühl, unwissend was geschehen wäre, und was er thun sollte. Da hörte er schon das kreischende Gewimmer der alten Sclavin, welche, inzwischen mit Antheia beschäftigt, hastig wieder die purpurne Schlummerdecke über den nackten Leib der Herrin hingebreitet hatte.

Antheia war über Nacht gestorben.

Der Schmerz des würdigen Greises war grenzenlos. Kein Trost, kein Zuspruch konnte verfangen. In dumpfer Gleichgiltigkeit verging ihm dieser Tag. Er aß nicht, er trank nicht. Er sprach kein Wort; er konnte auch nicht weinen. Es schien, als wär' ihm plötzlich der Geist gelähmt worden.

Nachdem Antheia in ein weißes Todtengewand gehüllt worden war, wurde sie auf einem erhöhten, mit weißer Decke überzogenen Ruhepfühle inmitten des Peristyles ausgestellt; zwei große Lekythen standen zu Häupten der Todten. Da man den Alten nicht dazu bewegen konnte, so steckte die heulende Sclavin selber der Todten den Obolos in den Mund, als Fährgeld für den Lenker des Todtennachens, den Charon. Ganz Ephesos nahm Theil an dem Trauergeschicke des Kaufmanns; Kränze von Rosen, Eppich, ja selbst von Silber und Gold wurden ihm von allen Seiten in's Haus geschickt.

Die Freunde und die nächsten, weiblichen Verwandten des Alten konnten, wenn sie in's Peristyl eintraten, und in das ihnen beim Eintritt sogleich zugekehrte Antlitz der schönen Todten sahen, einen leisen Ruf des Erstaunens nicht unterdrücken: keine Spur des unbarmherzigen Todes auf ihren Zügen; rosenfrisch bühten noch die Wangen; Antheia schien nur zu schlummern.

Dumpfhinbrütend saß auch diesen zweiten Tag über neben dem Todtenlager Habrokomas und gewahrte die Eintretenden kaum. Mit seinem weißen, wegen des Trauerfalles kurz abgeschorenen Haare, und in seinem langen, schwarzen Gewande machte er einen unendlich beklagenswerthen Eindruck; und wenn er aus seinem dumpfen Hinbrüten erwachte und wieder das Antlitz der Dahingeschiedenen betrachtete, dann stürzte er von seinem Stuhle auf und warf sich laut schluchzend über die Todte.

„O Antheia!" rief er unter vielen Thränen, „Du bist nicht todt! Du kannst nicht gestorben sein; Du darfst noch nicht

sterben. Ich allein hier zurückbleiben? Erwache wieder, geliebtes Wesen, erwache!"

Die Nacht verbrachte er auf seinem Stuhle neben der Todten, wieder es verschmähend, Speise und Trank zu sich zu nehmen.

Es kam der dritte Morgen, an welchem die sterblichen Reste der Antheia dem Schooße der Erde anvertraut werden sollten.

In der Nähe von Ephesos, an vielbewanderter und vielbefahrener Landstraße, hatte sich Habrokomas auf eigenem Grund und Boden schon früher ein Familiengrabgebäude errichten lassen, das wegen seiner prachtvollen Ausstattung sprichwörtlich war unter den Ephesiern. Hier ruhten seine vorangegangenen Brüder; hier wollte auch er dereinst bestattet sein. Dieses Gebäude glich von außen einem kleinen Tempel aus mattgelb honigfarbenem Marmor; mannigfaltige, goldglänzende Inschriften kündeten den vorübergehenden Wanderern, daß dieses Haus eine Ruhestätte der Todten wäre. Die Thonsärge pflegten, nachdem sie einige Zeit lang in dem inneren kleinen Tempelraume aufgestellt worden waren, in ein unterirdisches Gelaß hinabgesenkt zu werden. Habrokomas hatte auch eine ewig leuchtende Ampel anbringen und ein Ruhepfühl aufstellen lassen, da er nach seiner Gewohnheit jährlich einmal die Todten zu besuchen pflegte und ihnen ein feierliches Mahl bereitete. Blumen und Gewächse, ringsum aufgestellt, machten diesen Ort zu einem Aufenthalte, der jedem traurigen Gedanken sein Bitteres nahm.

Hierher wurde der Thonsarg, in welchem Antheia lag,

in der Frühe von den Freunden des Alten gebracht. Auf seinen Wunsch entfernten sie sich Alle darauf; unbesorgt ließen sie ihn zurück, da er seine Fassung wiedergewonnen zu haben schien. Bis zum späten Abend saß er so allein in der matterhellten Grabkammer. Er hatte den thönernen Deckel abgehoben und betrachtete von Neuem das liebliche Antlitz der Todten, auf welchem sich noch immer keine Spur von Blässe zeigte. Sie kann noch nicht gestorben sein! Mögen auch tausend Aerzte reden von plötzlicher Herzenslähmung und von sonstigen, inneren Krankheiten, die ihnen so unbekannt sind wie uns. Ich glaube nicht an ihren Tod."

Einen Kuß auf die Lippen der Daliegenden drückend, entfernte er sich endlich schweren Herzens. Doch vergaß er, den schwarzen Thondeckel wieder aufzulegen. Nachdem er den Grabtempel verschlossen hatte, kehrte er am späten Abend, auf seinen langen Stab gestützt, nach Ephesos zurück.

Umsonst suchte er den Schlaf. Er wälzte sich hin und her auf seinem Lager. Das vergangene Glück, welches während dreizehn Monden ihm geblüht hatte, trat in den leuchtendsten Farben vor seine Seele; Bilder des innigsten Zusammenlebens für ihn, der holdesten, schier kindlichen Freude; kein Ton des Mißmuthes, der Enttäuschung dazwischen. Er verfiel in einen leichten, aufgeregten Halbschlaf. Da war es ihm, als hörte er die Stimme seines angebeteten Weibes:

„Oeffne, öffne! O laß mich hinaus!"

Habrokomas erwachte bestürzt.

„Sie kann nicht todt sein!" sagte er, vor Freude am ganzen Leibe zitternd. Er blickte im Dunkel seines Zimmers

umher. Ihm war, als kläng' es jetzt zum zweiten Male:

„Oeffne, öffne! O laß mich hinaus!"

Er ward völlig wach; eine dunkle Ahnung, eine gewisse Angst überfiel ihn. Ruhelos ging er noch im Dunkel auf und ab. Dann hüllte er sich hastig wieder in sein Gewand. Schneller als die schwachen Füße ihn zu tragen vermochten, eilte er der fernen Grabstätte zu.

Es war keine sternenhelle Nacht; kleine, zerrissene Wölkchen, dunkel und von schmalen Silberstreifchen umsäumt, zogen eine nach der andern vorüber. Durch diese, welche unzähligen Inseln auf dem Meere glichen, schwamm die goldene Mondscheibe hindurch, bald völlig sichtbar, bald völlig verdunkelt; der Alte achtete heute nicht auf dieses malerische Spiel von Licht und Schatten am Himmel; müde, stöhnend von der Anstrengung des Weges kam er zu dem Grabesorte, in dessen Nähe, dicht an der Landstraße, ein Mandelbaum in Blüthe stand. Er drückte erst seine schweißtriefende Stirn gegen den kühlenden Stamm des Baumes, und nachdem er sich mit der morschen Hand den Schweiß von der Stirn gewischt, näherte er sich dem Grabgewölbe. Es war still umher; nichts ließ sich vernehmen. Er stand im Begriffe, mit dem Schlüssel die Thüre zu öffnen. Erschrocken hielt er an sich; hatte er sich auch längst zugestehen müssen, daß jene Stimme, die er im Dunkel seines Zimmers hörte, nur das Erzeugnis seiner aufgeregten Gemüthsbewegungen wäre, und hatte er nur einem „dunkeln, unbestimmten Drange" nachgegeben, so glaubte er doch jetzt ganz vernehmlich Stimmengewirr aus dem inneren Raume zu hören; er lauschte gespannter, sein altes Herz schlug lauter; er schloß die

Augen, um besser zu hören; es war nicht eine Stimme, die da sprach; es waren zweie, sich jugendlich hell anhörend, wie in lieblichem Wechselgesange. Habrokomas, bebend an allen Gliedern, wagte nicht zu öffnen, in seiner Aufregung bemerkte er nicht, daß die Thüre, schon gewaltsam erbrochen, nur leise angelehnt stand.

„Sie lebt, sie lebt!“ jauchzte es in seinem Innern; „aber wem gehöret die andere Stimme?“ fragte er sich wieder. Und von Neuem begann er zu lauschen. Folgendes vernahm er, was so jugendlich hell an seine Ohren klang wie in lieblichem Wechselgesange:

„Du fragst, schönes Weib, wie ich hierher gelangt bin? O zittere nicht mehr, wenn Du auch an einer Stätte des Todes verweilest! Doch höre: Von einem Freundesgelage vor Mitternacht heimkehrend, kam ich an diesem Grabgewölbe vorbei, das, wie ja jedes Kind zu Ephesos weiß, dem ehrwürdigen Habrokomas gehört. Obwohl die Sinne etwas erregt von dem feurigen Bakchosopfer, war ich doch nicht so blind und so ein Feind des Schönen, daß ich nicht noch flüchtige Muße gefunden hätte, um einen Augenblick dieses schöne Haus der Todten zu betrachten. Beneidenswerth erschienen mir seine seelenlosen Bewohner, und wie ich einige Goldinschriften da oben las, war mir, als ob die Seelen der Todten, dieses Haus umwehend, zu mir sprächen! Nicht wahr, seltsam für einen etwas angetrunkenen Sohn des Ares? Aber es verhielt sich, wie ich sage. So in Gedanken versunken, hör' ich plötzlich aus dem inneren Tempelraume eine Stimme:

„Oeffne, öffne! O laß mich hinaus!“

Andere wären vielleicht vor Schreck oder Furcht entlaufen. Ich aber blieb geruhig stehen; der Wein mochte meinen, wie ich ohne Prahlerei sagen darf, angeborenen Muth gesteigert haben, schon wieder hört' ich da, wie Du, o schönes Weibchen, sprachst, ängstlicher nur, eindringlicher und lieblicher:

„Oeffne, öffne! O laß mich hinaus!"

Nun wußt' ich wohl, daß des alten Habrokomas junge Frau vor einigen Tagen gestorben und heute Morgen — oder schon gestern — hier zur ewigen Ruhe beigesetzt worden war; hatt' ich doch selber das reiche Leichengepräge mit angesehen. Ein furchtbarer Gedanke schoß durch mein Haupt: Man hat ein lebendiges Wesen, eine Scheintodte, begraben. Unverzüglich näherte ich mich jetzt der Thüre, laut rufend: Ich werde sogleich öffnen! Nun war guter Rath theuer. Wie die Thüre erbrechen? Ich hörte Dich klagen, daß es einen Stein erbarmen konnte. Ich hörte Dich den Habrokomas laut verwünschen und — meine Ahnung fand sich bestätigt. Zum Glück dacht' ich daran, daß ich meiner Gewohnheit gemäß einen kleinen Dolch unter meiner Chlamys verborgen hielt. Damit erbrach ich die Thüre gewaltsam. So gelangt' ich zu Dir. Ja, ja, mein vom Tode erstandenes Täubchen, nun ist mir alles klar; ich sehe, wie grausam Dir mitgespielt worden ist. Wie trügt doch der Schein! Wer hätte dem würdigen Greise eine solche ruchlose Gesinnung, eine solche grenzenlose Heuchelei, eine solche abscheuliche That zugetraut? Nur Deines Silbers wegen nahm er Dich mit in den Kauf. Du selber wurdest ihm eines Tages gleichgiltig und — nun Tränke giebt es mancherlei!"

Der lauschende Habrokomas stand sprachlos da. Er wartete,

was Antheia sagen würde. Sie schwieg, sie mußte wohl den Worten des jungen Kriegers Glauben schenken. Und wie war sie hierher gekommen? Je mehr sie bei dem Anblick des leerstehenden Sarges schauderte, je näher schmiegte sie ihren in das weiße Todtengewand gehüllten Leib an den Jüngling, welcher auf dem leeren Ruhepolster aufrecht neben ihr saß. Die schwebende Ampel verbreitete wie immer einen sanften, matt gelblichen Schimmer. Einen seltsamen Anblick gewährten die Blumen, welche auf den Steinplatten umher zerstreut lagen: zwischen diesen glitzerte auch der Obolos, welchen Antheia bei ihrem Erwachen aus dem todtenähnlichen Starrkrampfe ausgespieen hatte.

„Göttliche Antheia," fuhr der Jüngling nach längerem Schweigen fort, „bist Du nicht für alle Menschen, zumal für Deinen greisen Gemahl Habrokomas todt? Sei von heut' ab die meine. Ich bringe Dich zunächst nach meinem Landhause; dort wollen wir goldene Tage verleben, wie Du sie, armes Täubchen, noch nie verlebt hast. Oder willst Du zu diesem Manne zurückkehren? Ich lasse Dir freie Hand."

Der Greis, welcher mit wachsender Aufregung zuhörte, vernahm keine Antwort auf diese Frage.

„Wohlan," hörte er den Jüngling mit schmeichelnden Worten muthiger fortfahren, „ich werde Dir bieten, was Dir Habrokomas niemals hat und niemals wird bieten können! Ei, beim Eros, wie durft' ein so jungfrisch blühendes Leben an die morschen Glieder eines Mannes verkuppelt werden, der schon mit einem Fuße im Grabe steht? Und da sieh nur am Sarge die Gemälde: sie predigen von einer Wiedervarei-

nigung in der Unterwelt. Möchtest Du auf den Schattengefilden Elysions an der Seite des Greises wandeln? Aber laß mich jetzt den Deckel des Sarges wieder auflegen, nachdem ich zuvor die zerstreuten Blumen sammt dem Obolos hineingelegt habe, dann wollen wir geh'n."

Der Greis vernahm keine Antwort. Hätt' er nicht schon weißes Haar gehabt, in diesen Augenblicken wär' es ihm weiß geworden. Er hörte nur, wie der Jüngling nach einer Weile zum Ruhepolster zurückkehrte und sich dort niederließ; er vernahm nur, wie er küßte, und konnte daraus schließen, daß sie es willenlos geschehen ließ. Er hörte nur, wie sie nach einer Weile sich erhoben; so dann, wie Antheia, sich erhebend, unter Schluchzen ausrief: „Ja, ich will die Deine sein und bleiben!" Er hörte schließlich, wie die Beiden sich dem Ausgange des Grabtempels näherten.

Taumelnd wie ein Trunkener ging er einige Schritte rückwärts.

„O Antheia! Antheia!" klang es herzzerreißend durch die warme, einsam stille Nacht. Und gleich einem Sterbenden brach der Mann unter dem Mandelbaume zusammen; er sank in die Kniee und fiel zur Seite über. Die Beiden eilten hinaus. Den Mond verdunkelte just eine kleine, schwarze Wolke. Die Beiden sahen nichts.

„Haben mich meine aufgeregten Sinne vielleicht verwirrt?" fragte ängstlich das junge Weib. „Mir war, als riefe soeben eine bekannte Stimme zweimal meinen Namen."

„Es muß eine Sinnentäuschung gewesen sein, leicht erklärlich in Folge Deiner seltsamen Lage," sagte der Jüngling,

wiewohl auch er den Ruf: „O Antheia! Antheia!“ gehört zu haben wähnte.

„Es war seine Stimme, gewiß, es war die Stimme meines Gatten,“ rief sie, noch ängstlicher werdend; sie riß sich von dem Jünglinge los und eilte wenige Schritte vorauf. Sie kam in die Nähe des Mandelbaumes; ihr Fuß stieß an einen harten Gegenstand; in derselben Secunde trat der Mond aus der dunkeln Wolke hervor, wie mit einem goldenen Duftschimmer den Mandelbaum umhüllend. Antheia sah in das graue, verzerrte Antlitz des Habrokomas, der ohnmächtig auf der kühlen Erde dalag, unheimlich in seinem weißen, kurzgeschorenen Haare und dem langen, schwarzen Trauerhimation, das sich über die entblößten Kniee hinaufgezogen hatte. Antheia sank neben ihm hin, sie sah auch, wie der Jüngling neben ihr sich in die Kniee niederließ. Der heiße Weinhauch, welcher den Lippen des jungen Kriegers entströmte, erweckte die erloschenen Lebensgeister des Alten wieder: Er schlug die Augen auf, und sein Weib anblickend, röchelte er mit matt abwehrender Handbewegung:

„Aus meinen Augen! Aus meinen Augen!“

Ein Gedanke bewegte nur noch das Herz des jungen Weibes. Den Gefühlen der Scham, der Reue, der Zerknirschung obsiegte der eine klare Sühnungsgedanke, daß nun einer von ihnen Beiden in Wirklichkeit sterben müßte.

Die edlere Regung gewann den Sieg.

Antheia war kein gemeines Weib: Was der Diamant unter den Steinen, das blieb sie auch jetzt noch gegenüber all

den unzähligen andern, welche ihren schnell beschlossenen Plan nie verstanden hätten oder verstehen.

Während der Mond, durch die zerrissenen Wölkchen dahinschwimmend, wieder hinter einem von ihnen verschwand, machte sich der Jüngling mit dem Greise zu schaffen, im Wahne, daß Habrokomas noch nichts Bestimmtes von ihrer Unterhaltung vernommen. Es gelang ihm, den Alten zum Aufstehen zu bringen.

„Aber wo ist die Ehrlose geblieben?“ fragte der alte Mann, mit unstäten Augen umherblickend.

„O Weib des Habrokomas! Wo bist Du?“ fragte der Jüngling mit lauter Stimme, da er sie einige Minuten unbeobachtet gelassen und auch wegen des Dunkels nicht hatte sehen können.

Keine Antwort, nicht einmal ein Lüftchen rauschte.

„Sie ist entflohen!“ sagte niedergeschlagen der Jüngling, ohne etwas Schlimmes zu ahnen.

„Und wenn sie flüchtet bis zu den Säulen des Herakles,“ rief der ehrwürdige Greis aus, „nimmer kann sie der eigenen Schmach entrinnen! War das der Lohn meiner grenzenlosen Zuneigung, meiner aufopfernden Liebe? Und Du, o Jüngling leichtfertigen Mundes . . .“

Dessen Lippen entfuhr ein Schrei der Bestürzung. Wieder stand der Mond in freundlicher Helle niederleuchtend zwischen zwei Wölkchen, die einen Augenblick stille zu stehn schienen. Beide sahen auf einmal, wie Antheia an einem tief niederhängenden Zweige eines benachbarten Baumes hing; Antheia

hatte sich dort mit ihrem eigenen, golddurchstickten Gürtel aufgeknüpft, nachdem sie den Gürtel in mehrere Streifen der Länge nach durchrissen und zu einer Schnur zusammengedreht. Beide eilten dorthin; der junge Krieger brach den Zweig sammt der daran hangenden Last ab und löste, nachdem er die Arme auf den Boden hingelegt, den festgeschlungenen Gürtel los; Habrokomas sah, wie theilnahmlos, zu. Alle Wiederbelebungsversuche waren vergeblich.

„Sie ist wenigstens noch besser, als ich zu denken berechtigt war!" sagte er leise vor sich hin.

Beide trugen sodann die nun wirklich dem Hades Verfallene in den Grabtempel und bestatteten sie von Neuem.

„Stecke Du ihr nur," sagte der Greis in bitterster Ironie, „den Obolos wieder in den Mund!"

Der Jüngling, welchem der Alte jeden Argwohn genommen hatte, gelobte, ihm zu Gefallen, über den seltsamen Vorfall zu schweigen. Unter *diesen* Umständen, sagte sich der verständige Greis, würde jeder Jüngling so gedacht, so gesprochen, so gehandelt haben; den jungen Mann träfe keine Schuld, sondern nur das Weib, welches genugsam sich hätte überzeugen können von der ernsten, aufrichtigen Liebe des Gatten.

Habrokomas, welcher mit der unerwartet und offen zur Schau getragenen Beendigung seiner vor Kurzem noch so maßlos gewesenen Trauer viele Freunde in Erstaunen versetzte, ließ eine goldene Inschrift in die Vorderseite des Grabtempels eingraben; wegen ihrer Dunkelheit reizte sie manchen vorüber-

gehenden Wanderer zu längerem Nachdenken. Die Worte lauteten so:

Thöricht ist es, o Wand'rer, zu wünschen in kindlicher Einfalt:
„Würde den Todten doch noch einmal die Lippe gelöst!"
Rauschte das Leben dahin, buntschillernd, dem Traume vergleichbar,
Folge das Schweigen ihm nach — laßt die Verblichenen ruh'n!

Das getheilte Herz.

„Hier laß uns ruhen!“ sagte Nanarchos zu seinem neben ihm durch den Myrthenhain hinwandelnden Freunde. „Du bist, mein lieber Lykon, von Deiner Handelsreise nach Susa zurückgekehrt und fürwahr, ich hätte nicht geglaubt, daß ein Hellene — und wir Milesier bleiben doch immer Hellenen — sich so schnell verwandeln könnte. Seit Du den Hofhalt des Großkönigs gesehen, da schwärmest Du für Vielweiberei? Mag der Barbar nach vielen Weibern auf einmal begehren, weil er selber so wenig Herz besitzt und aller edleren Empfindungen bar ist; ich glaube, daß ein Hellene sich immer mit einem Weibe begnügen wird. Erniedrigt nicht der Mann das Weib zur Sclavin, zur Waare, wenn eines ihm nicht mehr genügt? Du sagst, zum Kindererzeugen wären sie nur da. Aber ist denn der Thalamos ein Hühnerstall? Wahrlich diese Barbarenherrscher mit ihren Weibern, nicht wie Großkönige, sondern wie Hähne, Zuchtstiere oder Rosse kommen sie mir vor. Nein, nein! Verweile nur wieder auf hellenischem Boden, und Deine Krankheit, so muß ich Deine Ansicht nennen, wird geheilt werden. Man tadelt uns oft als die „Schönheitsseligen“,

„Schönlebenden", man wirft uns vor, daß wir zu sehr für die Hetäre schwärmen, wenig Sinn für das Familienleben hätten, doch so reden nur Leute, die uns nicht verstehen. Ich finde, daß unsere Aesthetik, wenn das Wort gestattet ist, immer nur ein Ausfluß unserer Ethik war; und wodurch wurden wir das erste Volk? Durch unsere Ethik.

„Da fällt mir eine Geschichte ein, welche sich während Deiner Abwesenheit hier zugetragen hat; soll ich sie Dir erzählen? Vielleicht trüge sie schon ein wenig zu Deiner Heilung bei."

„Du weißt," entgegnete ihm der Andere, „ich bin immer ein Freund von Geschichten gewesen, gleichviel ob sie tragisch ausklangen oder ausgelassen heiter endeten wie eine aristophanische Posse. Doch wähne nur nicht, daß meine Ansicht ernstlich gemeint war. Es fliegt den Menschen manches an; theoretisch findet er vieles sehr schön und natürlich, was ihm die Praxis häßlich und unnatürlich zeigen würde. Aber beginne nur. Dieser Ort scheint mir besonders günstig, um eine Liebesgeschichte zu vernehmen."

Ein Sclave, welcher in gemessener Entfernung folgte, näherte sich auf einen Wink des Nauarchos. Er breitete einen weichen Teppich aus, legte dabei in's Grün einige Schalen mit Früchten und entfernte sich wieder. Lykon hatte Recht, diesen Ort zu bewundern. In der Ferne, durch das Grün der Myrthenbäume, konnte man die blauen Wellen des ägäischen Meeres sehen, darüber hin und wieder schwanengleich ein weißes Segel zog; zur Linken von ihnen lag das weißschimmernde Landhaus des Nauarchos; hie und da lugten aus

grünen Gebüschen üppig glühende Rosen hervor, oft großen Blutstropfen vergleichbar; durch das Grün selber aber klang ein Klingen, Summen, Schwirren, so sanft, so gedämpft, so lieblich, als wenn es das Echo wäre der im tiefen Walde am See spielenden, lachenden Nymphen.

Nauarchos aber, nachdem er sich dem Freunde zur Seite gelagert hatte und mit Wohlbefriedigung noch einmal die Augen schweifen ließ über dieses sein Besitzthum, welches er, abgesehen von einem Besuche in Athen, niemals verlassen hatte, begann also:

„Timokles zählte dreißig Jahre, als er sich entschloß, ein Weib zu nehmen. Durch Vermittlung einiger Freunde war es ihm gelungen, eines zu finden, das seinem Stande und seinen Ansprüchen gemäß war, weder arm, so daß er ihr vielleicht später Vorwürfe wegen ihrer Herkunft hätte machen können, noch reicher als er, um ihn vielleicht später die Macht ihres Sandälchens fühlen zu lassen.

Sonderbar schien nur, wie verschieden der Charakter dieses Mannes und sein Lebensberuf. Er war nämlich Kaufmann und machte auf eigenem Schiffe weite Reisen, die ihn oft Monate lang von Hause fern hielten. Ein Kaufmann muß eine gewisse Raschheit des Geistes besitzen und immer bereit sein zu schnellem, längst abgewogenem Handeln, wie es mir höchst tiefsinnig erscheint, daß der geflügelte Hermes nicht bloß Schutzpatron der Diebe und Betrüger, sondern auch s e i n Gott ist. Ein Kaufmann k a n n ein ehrlicher Mann sein, aber man wird es ihm nicht verargen, wenn er die Dummen betrügt, natürlich so, daß ihm das Gesetz nichts anhaben kann. Diese

Kunst, ehrlich zu betrügen, ging dem Timokles ganz und gar ab; er war ein träger, unentschlossener, weicher Charakter, leicht dem Banne des Augenblicks unterthan und doch wieder zu schwach, um diesem Zauber zu entrinnen, wenn er gefährlich werden konnte. Indessen manche Sterbliche werden einmal auf besondere Weise von den Olympischen bevorzugt und zu ihnen gehörte auch Timokles. Obwohl ohne die geringsten Anlagen für den „doppelzüngigen“ Kaufmannsberuf, übertraf er doch an Erfolg, an Anhäufung des vielumworbenen Goldes, an Auffindung neuer Bezugsquellen und Absatzgebiete für seine Waaren, die klügsten, die schlauesten, die durchtriebensten seines Standes.

Den Timokles führte sein Handel häufig nach dem Pontos; der Name der Stadt, in welcher er viel zu thun hatte, ist augenblicklich meinem Gedächtnisse entschlüpft. Solche Reisen zwangen ihn, eine Zeit lang des „häuslichen Glückes“ zu entbehren. Es ist mir unbekannt geblieben, auf welche Weise er in der pontischen Stadt — jetzt hab' ich den Namen wieder, Sinope heißt sie — in den Besitz der Archenassa gelangt ist; genug, Timokles hatte zwei Weiber, beide ihm rechtmäßig verbunden. Weilte er in Sinope, so nannte er Archenassa liebkosend sein einziges Täubchen; war er wieder in seiner Heimat Milet, so ging ihm seine Nikarete über alles. Von der großen, gewaltigen, sich selbst aufopfernden Liebe, wie sie uns die Dichter oft so lieblich, erschütternd schildern, war bei ihm nichts zu finden. Wie Jemand, der auf dem Wege tüchtig durchfroren, sich daheim am traulichen Kohlenbecken wärmt, so ungefähr empfand er dieses Doppelleben. Die Gewohn-

heit wurde seine Herrscherin. Wenn Dir sonderbar erscheint, daß er sich nicht einmal verrathen habe, so mußt Du bedenken, daß er seine Weiber, sei es das in Milet, oder das in Sinope, nur wenig sah; selten mit einem von ihnen beim Mahle zusammen, sah er sie nur des Nachts neben sich auf seinem Lager, seine Zunge aber verrieth ihn nicht, selbst nicht im Schlummer; denn von Männern seiner Art pflegen sich die schalkhaften Traumgötter abzuwenden.

So waren achtzehn Jahre dahingegangen; der Mann erfreute sich des Besitzes zweier Söhne, welche ihm seine beiden Frauen geschenkt hatten; wie er alt geworden, waren auch diese gealtert, aber die Gewohnheit war zu stark und er zu schwach, als daß er Sinope hätte für immer aufgeben sollen. Er überließ sein Lebensschiff den Wellen des Schicksals, und der Sturm, der es zerschmettern sollte, traf bald ein.

Frauen werden leicht argwöhnisch, zumal wenn sie eine gewisse Grenze des Alters überschritten haben und in den Kindern das verjüngte, neugeborene Abbild ihrer eigenen, verlorenen Schönheit sehen; denn sie wissen, daß der Gatte nicht so schnell altert wie sie. Frau Nikarete waren die Fahrten ihres Mannes nichts Ungewohntes, Befremdliches; über seine längeren Aufenthalte in den pontischen Städten hatte sie sich keine Sorge gemacht; während hingegen die leichtblütige Archenessa in Sinope während der Abwesenheit ihres Gatten sich den Trost gesucht hatte, welchen sie oft entbehren mußte. Allein wie Nikarete die Ruhe liebte mit zunehmenden Jahren und Umfange der Leibesfülle, so fragte sie sich auch, warum der doch ältere Gatte es nicht vorziehe, in behaglicher Zurück-

gezogenheit seinen Reichtum zu genießen und sich zu erfreuen an dem heranwachsenden Jünglinge, ihrem einzigen Stolze. Und wenn sie ihn fragte, so hatte er nur die Antwort: „Alles wird zur Gewohnheit."

Als daher Timokles wieder einmal in Sinope verweilte, zufällig länger als gewöhnlich, wußte sie ihren siebzehnjährigen Sohn zu bewegen, heimlich dem Vater nachzufolgen. Von Reiselust und Neubegier entflammt, unterzog er sich gerne des Auftrags. Als ihm die Mutter einige Andeutungen machte, weshalb sie ihn entsendete, regte sich in dem leichtentzündbaren Herzen des Jünglings ein Haß gegen den Vater; grauser, als sie war, malte er sich die Wirklichkeit; hier seine verlassene Mutter, dort irgend eine üppige Hetäre, mit welcher der Vater sein Gold verpraßte. Je mehr der Jüngling sich in seiner Leidenschaft alle möglichen Bilder ausmalte, desto heftiger glühte sein unnatürlicher Haß gegen den Vater.

Bald befand er sich in Sinope. Er sah mit Staunen, Wuth und Empörung, wie der Vater auch hier ein prachtvolles Haus besitze, ein Weib und einen Sohn, der vielleicht zwei oder drei Jahre jünger sein konnte als er. Und dieser Jüngling, den er nicht Bruder nennen mochte, war ihm so ähnlich wie eine Goldmünze der andern. Wie einst Orestes sich berufen fühlte, den Tod seines Vaters zu rächen, glaubte auch der milesische Jüngling, seiner Mutter daheim einen Rachedienst erweisen zu müssen: eine verbrecherische Absicht, welche niemals gesühnt werden konnte wie die That des Orestes. Seit er das Weib gesehen, welches den Vater bezaubert, hatte sich sein Haß gegen diese Frau gerichtet: er beschloß sie zu tödten.

Eines Abends wurde Timokles, der sich gerade am Hafenplatze aufhielt, nach Hause gerufen; der Sclave, welcher ihn gerufen und zurückbegleitete, zeigte sich so aufgeregt, daß er kein Wort reden konnte. Timokles war kaum in die Thüre des Hauses eingetreten, als sich ihm ein grausenvoller Anblick bot. Auf schnell hergerichtetem Lager ruhte Archenassa, nur mit einem Chiton angethan, blutbesudelt, das Haar wirr herabhängend und den nackten Busen von Dolchstichen zerfleischt.

Das Klagen und Suchen nach dem geheimnißvollen Mörder blieb umsonst. Nirgends Spuren noch Gründe für eine solche räthselhafte That. Timokles fühlte sich zu sehr angegriffen, als daß er einen solchen Schmerz hätte verbergen können; er beschloß, den Winter über in Sinope zu bleiben. Durch einen Brief theilte er seinem Weibe in Milet mit, daß ihn gewisse Angelegenheiten zwängen, in Sinope zu überwintern. Bevor noch dieses Schreiben ankam, war der Jüngling wieder in Milet eingetroffen; er erzählte offen der Mutter, was er gesehen, gelitten und begangen hatte. Sie schloß ihn jauchzend und weinend in ihre Arme, indem sie sein Verbrechen pries.

„Und Du bist sicher, daß der Vater, daß Niemand Dich gesehen hat?“ fragte sie ihn.

„Niemand, beim Helios!“ seufzte er. „O Mutter, daß ich nie geboren wäre! Mein Frohsinn ist dahin, seit ich in die brechenden Augen des Weibes sah und ihre letzten Worte hören mußte. So sprach sie, während sie zusammengebrochen unter mir lag und schon mein Dolch in ihrem Busen wühlte: „Wie, Du, mein Sohn, Du tödtest mich? O womit hab' ich das verdient? Fluch Dir über das Grab hinaus, Du Miß-

rathener!“ Das arme Weib starb in dem Wahne, daß der Bruder sie getödtet. Und diesen, mir so ähnlich wie Kastor dem Pollux, ich sah ihn oft: er ist ein lieblicher Knabe — o Mutter, Mutter, warum mußt' ich diesem seine Mutter tödten?“

„Das Weib war eine Dirne!“ fiel ihm Nikarete heftig in's Wort; „der Knabe wird sie schon vergessen, aber Dein Vater hat seine Strafe.“

„Und ich, o Mutter?“

Die Erinnyen verfolgten wie einst Orestes den leidenschaftlichen Jüngling; er verfiel in eine heftige Krankheit; umsonst war es, daß die Mutter an seinem Lager Tag und Nacht wachte; die Schrecknisse der Unterwelt traten vor seine Seele. Und wenn die Mutter sich über ihn beugte, um ihn durch sanfte Worte zu beschwichtigen, dann hob er seine Hände abwehrend auf und schrie:

„Noch nicht, noch nicht, o Tisiphone! Erbarmen!“

Als Timokles im nächsten Frühling wiederkehrte, kam er zeitig genug an, um seinen ältesten Sohn auf dem Todtenlager zu sehen. Grausenhaft war der Anblick des Jünglings; nicht weiß, sondern grauschwarz und von tiefen Furchen zerrissen war sein Antlitz anzusehen; Nikarete saß neben dem Sohne auf einem kleinen Sessel; starr unbeweglich, wie verwildert mit abgeschnittenem Haare und zerfetztem Untergewande. Kalt betrachtete sie den Gatten, der an das Todtenlager hinsank und laut klagte; mit durchbohrenden Blicken betrachtete sie sodann den Jüngling, welcher in leichter Schifferkleidung neben dem Vater stand als staunender Zuschauer: sie sah das Leben hier, dort den Tod — o wie glichen sich die Beiden!

Frau Nikarete hatte ihre Rache gestillt; aber nachdem sie damit den einzigen, über alles geliebten Sohn verloren, war ihr das Leben weniger werth als eine Drachme. Sie erhob sich und sprach zu dem Jüngling:

„O Knabe, ich weiß es, daß Dir die Götter im vorigen Jahre Deine Mutter genommen haben, auf grausame Weise genommen haben; mir nahmen sie dafür diesen Sohn! Mache dafür verantwortlich jenen Schwächling dort, der hingesunken an der Bahre liegt — ebenso wie zuvor in Sinope am Todtenlager Deiner Mutter! Der Jüngling da hat seine Mutter gerächt, räche Du die Deine!"

Der Jüngling hörte starr zu; unglaublich klangen ihm die Worte des Weibes, das er für wahnsinnig hielt; er ahnte die Wahrheit, aber der Anblick seines ganz in Schmerz aufgelösten, laut jammernden Vaters erfüllte sein frommes, kindliches Gemüth mit unsäglichem Mitleid; er sank neben ihn hin und klagte mit.

Nikarete ging in ihr Schlafgemach, wo sie ihrem Leben auf kurze Weise ein Ende bereitete, indem sie sich erhängte; sie empfand keine Reue; ihr letzter Seufzer galt nur dem Sohne." —

„Ferne sei es von mir, sagte der Erzähler zu seinem Freunde, gegen dieses arme Weib einen schwarzen Urtheilsstein abzugeben. Sie hat gefrevelt; sie mußte im innersten Herzen über eine solche Art von Untreue empört sein, geblendet werden, allein sie durfte das unschuldige Herz eines von Natur schon leicht erregbaren, leidenschaftlichen Jünglings nicht vergiften; es war daher eine gerechte Strafe, daß sie diesen Sohn

sterben sah. Ob der freiwillige Tod eine Sühne für ihre That ist, wer mag es entscheiden? Möge wenigstens der Todtenrichter mit dem verblendeten Jüngling nicht zu streng in's Gericht gehen!"

„Aber wie erging es dem Kaufmann selber?" fragte neugiergespannt Lykon.

„Auch jetzt noch waren die Götter ihm gnädig gesinnt. Sie hüllten seinen Geist in dunkle Nacht, aus welcher er nach wenigen Monden befreit wurde."

Nauarchos hatte seine Geschichte beendet; die Beiden erhoben sich, um nach dem Landhause zu gehen.

„Deine Erzählung," meinte neben ihm hinwandelnd Lykon, „war etwas traurig. Hu! Alle gestorben durch Dolchstiche, Fieber, Strick und Wahnsinn! Sonderbar, wie doch das Schaurige, das Entsetzlichste, das wir nicht mit eigenen Augen gesehen, so leicht am Menschengeiste vorüberweht. Ich ein Perser? Ich bleibe ein Hellene. Das eine aber find' ich schön von dem allwaltenden Schicksal, schön und gerecht und voll tiefsinniger Weisheit."

„Und dieses wäre?"

„Daß der Sohn einer Dirne, denn eine solche muß nach dem Gesetze Archenassa genannt werden, am Leben geblieben ist."

„Das mag sein," entgegnete Nauarchos, welchem der Gedanke niemals gekommen; „wenn Du willst, können wir ihn heute noch besuchen; es giebt in ganz Milet keinen reicheren, trefflicheren, frömmeren Jüngling als ihn; es ist gut,

daß Du sein Geschick weißt, von welchem er annimmt, daß es Jedem bekannt sei; so vermeidest Du oder kannst es als Gebildeter vermeiden, in seinem Herzen vergangene Zeiten von Neuem zu erwecken."

Menon der Schwärmer.

Erstes Capitel.

Die Vögel des Aristophanes.

Wohl niemals waren die großen Dionysien von den Athenäern herrlicher gefeiert worden, wohl niemals hatte die bakchische Festlust ausgelassener geschwärmt und gejubelt als im Frühlingsmonde Elaphebolion des dritten Jahres der dreiundneunzigsten Olympiade.

Auf den Wellen schwamm unterdessen, ihrem dunkeln Verhängniß entgegen, die glänzendste Flotte der Athenäer, wie sie Hellas nur je gesehen. Alle aber, die vielen Athenäer, die heut am letzten Tage des Frühlingsfestes im Theater des Dionysos versammelt saßen, mochten sie düsterblickende Oligarchen sein und sogenannte Lakonisten oder froh in den Tag hineinlebende Demokraten: sie alle waren erfüllt von den kühnsten Träumen. Das freudegemahnende Fest schien den Parteihader für den Augenblick erstickt zu haben.

Eben aus diesem Grunde, weil wie allen Menschen so auch den Athenäern die Hoffnung das liebste Schoßkind war,

wurde das Lustspiel des Aristophanes, von dem Archon und den fünf Preisrichtern nicht mit dem ersten Preise gekrönt. Auch die „Vögel" erregten unendlichen Jubel, wie die „Nachtschwärmer" des Ameipsias, denen der erste Preis zuerkannt wurde, allein die Grundidee des Stückes mißfiel; zu handgreiflich war der Wink, welch' ein Thorenvölkchen die Menschen, und besonders die Athenäer, wären. Freilich gaben manche von den Oligarchen, als die Verächter einer unumschränkten Volksfreiheit, durch bedeutungsvolles Lächeln und Nicken mit dem Kopfe zu verstehen, daß sie die „Vögel" verstanden hätten und der Meinung des Dichters wären, allein solch' ein Oligarch durft' es nicht wagen, zu dieser Zeit und gerade jetzt seinen Beifall laut und offen auszudrücken, an Stellen, wo den Athenäern eine Strafpredigt gehalten wurde.

„Das ist zu tiefsinnig! Der Aristophanes macht zu viel boshafte Anspielungen. Die „Vögel" mögen ein Oligarchenfressen sein: wir können sie nicht verdauen!" — meinte lachend ein ehrlicher Kohlenbrenner und verzehrte dazu sein Stück Knoblauch, Brot und Zwiebel.

Worte wie die folgenden:

„Auf, Sterbliche, blindhintappend Geschlecht, Baumblättern im Herbste vergleichbar,
Ohnmächtige Brut, Bildwerke von Thon, bleichsüchtige, wankende Schatten,
Eintägiges, fittigeloses Gewürm, traumähnliche Jammergestalten" —

kränkten den gewöhnlichen Mann, mocht' er sich auch der komischen Uebertreibung bewußt sein. Strafende Wahrheit, in

welchem Gewande sie auftreten mag, beleidigt einmal die Eitelkeit der Menschen.

Wohl war es herrlich mit anzuhören, wenn die Nachtigall sang:

„Tio, tio, tio, tio, tio, tio, tio, tio" —

und wieder:

„Trito, trito totobrix" —

Wohl trällerte manch Einer, heimkehrend zu seinem Gaue, den herrlichen Chorgesang nach:

„Muse der Haine,
Tio, tio, tio, tio, tio, tio, tiotinx" —

allein der leichtblütige Athenäer, obwohl anerkennend die Fülle der komischen Erfindungen in dem Lustspiele des Aristophanes, merkte doch die Absicht und wurde auch damals schon verstimmt...

Zu jenen Wenigen aber, welche während der unter dem tollsten Lärm und Gejubel vor sich gehenden Aufführung der „Vögel" öfter durch ein bedeutungsvolles Schütteln des Hauptes, durch ein feines Lächeln, durch ein Zwinkern der Augen kundgaben, daß sie mehr zu verstehen wähnten als die Andern, gehörte Menon.

Menon war eine stadtbekannte Persönlichkeit. Man nannte ihn gewöhnlich den Schwärmer. Er bewohnte im Stadttheile Kydathenaion südlich von der Akropolis ein bescheidenes Miethshaus, und sein Eigenthum war so bedeutend, daß es eine Mücke auf ihren Flügeln hätte forttragen können. Aber er war ein Vollblutathenäer. Auch er nannte sich stolz einen Sohn und Zögling der Pallas Athene, und als solcher hatte er just nicht am Hungertuche zu nagen. Denn in jenen volksfreundlichen Zeiten

erhielt der Bürger für alles, was er dem Staate und sich selber that, seine Belohnung; hier und da fielen ein paar Obolen ab. So geschah es, zumal da die Bedürfnisse des Magens gering waren, daß in der Volksversammlung der Reiche und der Hochgebildete keine Drachme Ansehen mehr besaßen als die anderen, veilchenbekränzten Athenäer. Dadurch war es aber auch gekommen, daß das Ruder des athenäischen Staatsschiffes allmählich in die Hände von Männern gelangte, welche, nach der Volksgunst haschend und von ihr getragen, selber der Spielball einer blinden und immer leidenschaftlich befangen urtheilenden Menge wurden.

Man nannte Menon den „Schwärmer". Wenn die zügellosesten Volksvertreter immer noch von dem Grundsatz ausgingen, daß man alles öffentliche Glück auf heimischem Boden wachsen und gedeihen lassen müßte, unter den Augen der Pallas dort auf der marmorschimmernden Akropolis, so ging Menon weiter: Nach seiner Meinung sollte eine größere Colonie in die Gegenden des pontischen Meeres entsendet werden, um so einen Abfluß der Armut zu schaffen, um ein zweites, ein schöneres, besseres, herrlicheres Athen zu erbauen; in der Ferne aber, am Pontos, lägen noch die Talente blinkend am Strande; nur auf diese Weise wär' es möglich, daß die vielen, armen Athenäer zu reichen würden.

Wie Menon die „Vögel" des Aristophanes verstanden hatte, läßt sich leicht errathen. Ihm, dem Schwärmer, schien das Wolkenkukuksheim des Poeten durchaus nicht so belächelnswerth, so unerreichbar, unerrichtbar.

„Wenn sich nur die passenden Menschen dazu finden, so

ist es möglich, mein erträumtes Ideal;" sagte er sich. „Ich bin Einer von diesen, und die Anderen, glaub' ich, werden sich finden."

Allein bisher waren in der Volksversammlung seine Anträge auf Staatshilfe zur Entsendung einer glänzenden Colonie nach dem Pontos immer abgewiesen worden. „Uns fehlen die Mittel," hieß es. „Wie? jetzt mitten in den Wirrnissen und Drangsalen eines in seinen Folgen noch unabsehbaren Krieges? Bei der Pallas, wenn uns Sikelien in den Schoß fällt, gewonnen wie eine Frucht aus den hesperischen Gärten, dann, ja dann, o wackerer, volksüberfreundlicher Menon, dann — wollen wir einmal Deinen Plan prüfen!"

So sprachen die Meisten. Viele verlachten einfach den Schwärmer. Indessen die „Vögel" hatten doch manchen bekehrt, welcher das Stück ebenso aufgefaßt hatte, wie Menon — bejammernswerthes, uraltes Schicksal der Poeten, daß gerade ihr Bestes selten verstanden wird!

Da aber Menon eingesehen, daß unter den augenblicklichen politischen Verhältnissen von der Gesammtheit des athenäischen Volkes nichts zu erreichen wäre, versuchte er, einen reichen Privatmann seinen Plänen geneigt zu machen. Einen solchen glaubte er in der Person des Laos, eines Schildwaarenhändlers im Peiraieus, gefunden zu haben.

Laos, der sich aus bescheidenen Verhältnissen zum reichen Manne emporgeschwungen hatte, krankte wie viele seines Schlages daran, daß er glaubte, zu einem großen Berufe bestimmt zu sein. Ein Kleon, ein Pamphilos waren seine Ideale. Mager und unscheinbar klein von Gestalt, wähnte er dennoch

einen gewaltigen Eindruck zu machen. Obwohl er ein wenig mit der Zunge anstieß, und obwohl ihm die Aussprache des „r“ unüberwindbare Schwierigkeiten machte, glaubte er doch einer der besten, wenn zur Zeit auch noch verkannten, Volksredner zu sein. Hatte man dereinst den Perikles den großen Olympier genannt, so hörte er es nicht ungern, wenn ihn seine Freunde und Parasiten, die oft seinen reichlichen Tisch belagert hielten, den „kleinen“, nämlich Olympier, riefen. Schon öfter hatte Menon versucht, den Geist dieses Mannes in Beschlag zu nehmen. Bisher immer vergeblich.

Denn Laos, so selbstherrisch und frei er auch auftrat, war doch, ohne daß er sich dessen bewußt geworden, in ein Joch von Abhängigkeit gerathen. Was sein treuer Hauswalter und Rechnungsführer Chares, ein phrygischer Sclave, that, hieß er gut. Verdankte er doch nur dessen Einsicht und Umsicht die wachsende Fülle seines Reichthums, und so thöricht war er nicht, dies zu verkennen. Chares aber nannte den Plan des Menon einen wahnsinnigen Gedanken; und der unsichere Laos vermied es seitdem, Menon in seine Nähe kommen zu lassen.

Allein die „Vögel“ des Aristophanes hatten es auch dem Laos angethan. Dazu kam, daß Chares seit einigen Tagen krank daniederlag. Laos sah mit einem Male ein großes Bild des Ruhmes vor seinen Augen aufsteigen; er sah den Tag, wo er wie ein zweiter Miltiades aus dem Pontos zurückkehren würde, um die Heimathstadt aus dem Garne des peloponnesischen Krieges zu erlösen, das sich enger und enger über den Häuptern der Athenäer zusammenzog.

Noch während der Vorstellung hatte er dem Menon, der als ärmerer Bürger sich mit einem höher gelegenen Platze begnügen mußte, die Weisung zugehen lassen, ihn nach Beendigung der dritten Komödie, gegen Sonnenuntergang, nach Hause zu begleiten. Die Zeit, ließ er ihm sagen, wäre gekommen, wo sich ein Großes erfüllen müßte; alles bisher Erreichte dürfte nur als Blüthe angesehen werden; nun sollte sich diese Blüthe zur vollen, üppig prangenden Blume entfalten; da dies auf heimischem Boden unmöglich, so könnte man nur die Blüthe verpflanzen.

Wer war froher als Menon?

Die dritte und letzte Komödie, den „Sonderling" des Phrynichos, sah er nicht mehr. Ein ausgelassener, und wie es an diesem Tage nicht selten war, halbangetrunkener, neben ihm sitzender Zuschauer erstaunte ob der Schweigsamkeit seines Nachbars, so daß er die Augen nach ihm richtete. „Ach, das ist Menon, der Schwärmer!" — sagte er dann zu sich und verwunderte sich nicht mehr, sondern lallte, laut spottend, ein Distichon vor sich hin, wenig dabei um das „Mund halten! Stille, Axiochos!" seiner Nachbarn sich kümmernd.

Das Distichon aber lautete so:

„Der nur reißt die Sterne vom Himmel, ein and'rer Prometheus,
Dessen gewaltige Hand sie zu erreichen vermag!"

Doch Menon hörte nichts mehr von dem Spotte seines trunkenen Nachbars.

Zweites Capitel.

Laos, der Menschenfreund.

Mit der Preisvertheilung an die Dichter der Tragödien und Komödien, sowie an Diejenigen, welche für die Ausstattung der Stücke gesorgt hatten, aus eigenen Mitteln, war das Bakchosfest beendet.

Lärmend drängten sie Alle, die Athenäer, und die Meisten in einer des Bakchos würdigen Stimmung, den Ausgängen des Theaters zu, um nach einem gesunden Schlafe sich wieder an ihre gewöhnliche Tagesarbeit zu wenden.

Die Sonne neigte schon zur Rüste. Schien sie heute dem Menon besonders freundlich gesinnt? Sein Antlitz leuchtete wie die Sonne. Also endlich hatte er Gehör und Verständniß gefunden bei dem reichen Laos aus dem Peiraieus. Aber über seine hochfliegenden Pläne, die wie riesenhafte Goldwolkengebilde durch sein Gehirn dahinzogen, legte sich der Schatten einer kleinlichen Sorge. Der Weg vom Theater im Lenaion zum Peiraieus und von da wieder zurück nach seiner eigenen Wohnung, in der Nähe des Ilissosufers, südlich von der Akropolis, war für ihn eine ziemliche Wegstrecke. Wenn auch der

Geist zu jeder Secunde fliegen kann, schneller als der schnellste der Vögel, so können doch die Füße nur laufen; indessen heute noch eine beschwerliche Fußreise zu machen, heute am letzten Tage der Dionysien, das wäre eine heroische Aufgabe für Menon geworden, der wohl auch „Achillessehnen" besaß, aber in diesen nicht die Kraft des Achilleus. Doch auch darüber tröstete er sich bald mit der Hoffnung, daß er jedenfalls beim Laos übernachten werde.

An einem der Ausgänge des Theaters trafen sich Beide. Es war ein Zusammentreffen, welches der Leier eines Aristophanes würdig gewesen wäre. Wie sie sich die Hände schüttelten! Wie der kleine Laos mit leuchtenden Augen hinaufblickte zu dem hageren Menon! Aus diesen leuchtenden Augen sprach zugleich die größte, menschenmögliche Verachtung alles Vorhandenen und die gläubigste Anerkennung der Herrlichkeit und Schönheit alles Zukünftigen.

„Heil dem Menon! Heil dem Laos!" riefen Gleichgesinnte, welche sich ihnen angeschlossen hatten, die freundliche Einladung des sonderbaren Männchens annehmend, bei ihm das Bakchosfest bis in das Morgengrauen hinein zu verlängern. Laos aber dachte still für sich, daß es besser geklungen haben würde, wenn sie gerufen hätten:

„Heil dem Laos!" und dann erst: „Heil dem Menon!" denn wer wäre Menon, und was wär' er?

Sie kamen über die Agora, in deren Mitte der Zwölfgötteraltar stand. Natürlich hatten diese begeisterten Zukunftsträumer keine Augen mehr für die herrlichen Bauten und Bildsäulen, welche hier aufgestellt waren. Was galt ihnen in

diesem Augenblicke die glänzende Säulenhalle, die sogenannte „Poikile“, mit den nicht minder glänzenden Gemälden des Polygnotos aus Thasos? Was die zehn Bildsäulen der attischen Landesheroen, an deren Postamente man wohl die öffentlichen Bekanntmachungen anzuheften pflegte — was das Metroon, jener Tempel der großen Göttermutter, welchen ein Werk des Pheidias, die Göttin selber darstellend, schmückte?

Nie darf es die Wirklichkeit wagen, sich mit dem Traume vergleichen zu wollen; aber ihr wackeren Schwärmer, laßt einmal eure Träume zu Wirklichkeiten werden: aller Duft und Schmelz wird ihnen genommen, und ihr auch, o Träumer, werdet nichts anderes sehen und haben als die übrige, von euch verachtete und verschmähte Wirklichkeit!

So langten sie zum sogenannten Thore des Peiraieus, welches nördlich vom Nymphenhügel gelegen war. Der Weg führte zwischen den großen Befestigungsmauern dahin, die sich allmählich in der Form von Schenkeln erweiterten.

Die vierzig Stadien Weges waren in anderthalb Stunden zurückgelegt, und die in höchst gehobener Stimmung befindliche Gesellschaft kam im Hause des Laos an.

Dieses Gebäude lag in der Nähe des Marktplatzes, welchen der Baumeister Hippodamos noch zu des Perikles Zeiten angelegt hatte. Ueberhaupt unterschied sich die Hafenstadt zu ihrem Vortheile von Athen. Jedes zufällige Entstehen schien hier ausgeschlossen. Die ganze Stadt machte den Eindruck eines mit Bewußtsein geschaffenen, kunstvollen Werkes. Waren in Athen die meisten Privathäuser, aus Ziegelsteinen und Lehm erbaut, wie Hütten anzuschauen neben den herrlichen Tempeln,

Hallen und anderen öffentlichen Gebäuden, so athmete im Peiraieus, der Stadt der Kaufleute, gleichsam dem Bazar von Athen, alles einen gewissen harmonischen Luxus.

Und der reichgewordene Laos gehörte zu Denjenigen, welche immer ihren Nachbarn um ein Kleines voraus sein wollen.

Die Gesellschaft ging durch's säulengetragene, mit Gemälden geschmückte Peristyl nach dem Speisesaale und ließ sich hier nieder auf prächtigen Pfühlen. Zwei und zwei lagen sie auf je einem Pfühle, während vor ihnen ein kunstvoll gearbeitetes Tischchen stand. Gegessen wurde wenig, so unerschöpflich und bewundernswerth die Fertigkeit des Koches erschien. Bald fand denn auch die Mahlzeit ein Ende. Der mit Mosaik fein ausgelegte Boden wurde von den herabgefallenen Speiseresten gereinigt, Sclaven reichten in Schalen Wasser herum zum Waschen der Hände. Und nun begann das, was dem Athenäer das Liebste war bei jeder Mahlzeit, das eigentliche Symposion, gewürzt mit nimmer versiegendem Gesprächsstoffe. Es verstand sich von selbst, daß die Gesellschaft ihren hohen Gastgeber zum Trinkkönige, dem Symposiarchen, erwählte. Er dankte den Gästen, sich einen Myrthenkranz auf sein großes, kahles Haupt setzend. Er erhob sich darauf, nahm einen Becher Weines und spendete ihn dem guten Geiste, altem Brauche gemäß, zugleich auch spendend auf den Altar, welcher inmitten des Gemaches stand.

Seinem Beispiele folgten die Andern.

Da der wackere Bürger aus dem Peiraieus gehört hatte, daß bei solchen Gelegenheiten vor Zeiten die edelsten Männer Athens die höchsten Fragen sich zum Gegenstande ihrer Tisch-

unterhaltung gewählt hätten, so beschloß er, ein Gleiches zu thun. Man war einig, daß sich nichts würdiger zur Unterhaltung eignete, als eine Betrachtung über das Wesen des Staates.

Während die Becher nach rechtsum kreisten, flogen die Worte und Ansichten hinüber und herüber wie schwirrende Vögel. Ueberaus zwerchfellerschütternd war es mit anzuhören, wenn der gute Laos, der das „r" nicht aussprechen konnte, seine politische Weisheit zum Besten gab. So kam in seiner vom Feuer des Bakchos entflammten Rede öfter das Wort „Rache! Rache!" vor oder die liebliche, etwas abgebrauchte Figur: „Athenäisches Staatsruder!" Man versetzte sich in die Stimmung der Zuhörer, wenn es erklang, zornglühend von begeisterten Lippen: „Lache! Lache!" oder wenn er gar dem athenäischen Staatsruder eine freilich unfreiwillige Beleidigung an den Kopf warf. An Stelle des „r" pflegte nämlich Laos ein „l" auszusprechen!

Doch es sprach ja der „gutmeinende" Laos; und selbst der lumpigste Athenäer, der hier zu Gaste lag, besaß Anstandsgefühl genug, um das Lachen zu unterdrücken oder geschickt zu verbergen. In der Nähe des Laos und so, daß er von ihm nicht gesehen werden konnte, saß ein junger Komödiendichter, der mit seinen Stücken vom Archon nie zur Aufführung zugelassen war, und der zweimal zugelassen zweimal mit dem dritten Preise gekrönt worden, das heißt, durchgefallen war. Dieser Bedauernswerthe machte ein besonders betrübtes Gesicht bei dem rhetorischen Ohrenschmause des Laos: manche Gäste wußten nicht, ob sie über ihn oder den Redner mehr Grund

zum Lachen hätten. Zum Glück stand ein großer Doppelbecher vor ihm, welchen er auf einen Zug langsam leerte, und mit dem er sein Antlitz verhüllen konnte.

Nur Menon bewahrte bei dieser drolligen Scene seinen würdevollen Ernst, seinen schwärmerischen Blick.

„Das sind Kleinigkeiten," dachte er, „wenn ich nur erst alles durchgesetzt habe, wenn nur unser Schiff erst auf den ägäischen Wellen schwimmt, dann —"

Ja dann? Menon war wie die meisten Menschen ein glühender Feind der Tyrannis, der Alleinherrschaft, und er hatte doch wie die meisten Menschen eine starke Anlage zur Tyrannis.

Freudig erstaunt vernahmen die Gäste, von denen Viele nichts weiter als ihren weißen Mantel auf dem Leibe besaßen, als sich Laos, nachdem das Wesen des Staates und dazu mancher Becher Weines erschöpft waren, bereit erklärte zur Hergabe des nöthigen Geldes; er wollte seine Fabrik und seine liegenden Güter veräußern, eine Triere beschaffen, auf eigene Kosten ausrüsten und mit allem versehen, was zur Gründung einer neuen Stadt nothwendig wäre. Da nach Laos alles seinen gesetzmäßigen Gang verlaufen mußte, wurden schließlich von der weinseligen Gesellschaft folgende vier Beschlüsse gut geheißen und angenommen:

1) Da vom Staate nichts mehr zu erhoffen wäre, sollte öffentlich auf dem Markte zu Athen bekannt gemacht werden, daß Laos auf eigene Kosten eine Expedition nach dem Pontos entsenden werde zur Gründung einer neuen Stadt;

2) Da der Staat jedenfalls die Erlaubniß verweigern würde

zur Abhaltung einer öffentlichen, vorberathenden und beschließenden Versammlung auf der Pnyx, sollte diese Versammlung stattfinden im Hause des Laos, und zwar im geräumigen Peristyle;

3) sollten in dieser Versammlung der Stratege, da man nur einen bedürfte, ferner ein Finanzverwalter für das gemeinschaftliche Vermögen, ferner die nöthigen Aufseher, Heliasten und andere Beamten gewählt werden;

4) sollte die Bestimmung des Abreisetages, sowie die Besorgung aller übrigen Dinge der Einsicht des Laos überlassen bleiben.

Hoffnungsfröhlich war die Gesellschaft nach dem Peiraieus gezogen; weinselig und siegesstolz, als wenn sie einen Preis in Olympia errungen hätten, kehrten die Meisten nach Athen heim oder nach den Orten in der Nähe Athens, wo sie ihre bescheidenen Niederlassungen hatten. Menon fand, wie er gehofft hatte, eine Ruhestätte im Hause des Laos.

Laos aber, das gutmüthige Männchen mit dem großen Kopfe, schlief diese Nacht so wohl, wie nur Prometheus schlafen konnte, als er für die frierende Menschheit das Feuer vom Olympos geholt hatte. „Dieser Menon," murmelte er im Schlafe, „ist ein göttlicher Mensch. Mich dünkt, als berg' ich diese Nacht einen Olympier unter meinem Dache! Ha, er muß mein Schwiegersohn werden, ihm will ich mein Kleinod, meine Theia, mein einziges Töchterchen, anvertrauen, daß er noch inniger an mich gefesselt werde. O Laos, Laos (und mit diesem Jubel fiel er dem mohnbekränzten Gotte Morpheus in die Arme), schon die Amme weissagte dem Vater, als er

Dich an jenem ersten Geburtstage staunend auf den Armen hielt, daß Du zwar von wunderbarer Kleinheit wärest, daß Du aber, dafür bürge der übermäßig große Kopf, dereinst ein an Geist und Erfindung großer Mann werden würdest!" —

Drittes Capitel.

Chares und Theia.

In einem kleinen, einfach freundlichen Gemache des Hauses lag Chares auf seinem Pfühle — Chares der Verwalter und Rechnungsführer des Laos. Er hatte sich bei einem Sturze von der Leiter den rechten Arm verstaucht und lag nun da unter großen Schmerzen; denn die athenäische Heilkunst war in jener Zeit noch nicht so weit gediehen, daß sie dem Kranken, auch wenn sie ihn gesunden ließ, ein Uebermaß von Schmerzen ersparte.

Der arme Chares, ein geborener Phryger, hatte früh durch seine Rechenkunst und hingebende Ehrlichkeit sich das unumschränkte Vertrauen seines kleinen Herrn erworben. Nachdem die Gattin des Laos gestorben, war er der eigentliche Herr des Hauses geworden; denn Laos selber weilte den Tag über meist in Athen, bald auf der Agora, bald in der Barbierstube irgend eines stadtbekannten Schwätzers, mitzuschwatzen, weil, wie er sagte, seine Anwesenheit in Athen zum Vorteil des Staates nothwendiger wäre. Laos würde so längst wieder in das bescheidene Dunkel kleinbürgerlichen Gewerbes hinabge-

sunken sein, wenn nicht eben Chares dafür gesorgt hätte, daß es sogar noch bergauf ging mit dem Reichthum und Hauswesen des Laos.

Die Zeit war gekommen, wo auch die einzige Tochter des Laos, sein „Nymphchen“ Theia, zur blühenden Jungfrau herangereift war.

Der Vater, welcher es selbst nur mit Mühe bis zum Lesen des Aisopos gebracht, hatte ihr eine sorgsame Erziehung zu Theil werden lassen im Gegensatze zu dem Brauche, die athenäische Jungfrau dumpf hinleben zu lassen im Frauengemache, häuslichen Arbeiten zugewendet. Theia konnte es an „Bildung“ mit so mancher geistvollen, damals grade gefeierten Hetäre aufnehmen. Wie sie geschickt war in allen häuslichen Arbeiten, so verstand sie sich auf die Kunst des Saitenspieles, des melodischen Gesanges, und Sophokles, Alkaios, Sappho waren ihr keine bloßen Namen. Von Jugend her abgeschlossen von dem Verkehre mit jungen Männern und flatterhaften Gecken, hatte sie sich nicht bloß zur völligen, leiblichen Schönheit herausbilden können, sondern ihre Seele war auch rein und unbefleckt geblieben. Wohl nie besuchte ein unwürdiger Traum ihre Lagerstätte. Sie glich jener himmlischen Kypris, der Aphrodite Urania, welche in züchtige Gewande gehüllt ist, die aber in dieser Zeit dem lustfrohen Hellenen entfremdet schien.

Ein sonderbares Verhältnis hatte sich im Laufe der Monde zwischen dem phrygischen Sclaven und der Tochter des Hauses gebildet: Beide theilten sich die Verwaltung des Hauswesens; ihre Aufgaben und Sorgen kreuzten sich oft. Beide waren von dem einen schmerzlichen Gefühle gleichmäßig durchdrungen,

daß der Vater nicht bloß seine häuslichen Angelegenheiten vernachlässigte, sondern sich auch lächerlich machte.

Da es die zwar befremdlich klingende, aber höchst edle Pflicht einer jeden athenäischen Hausfrau war, und eine solche vertrat jetzt die schöne Theia im Hause des Laos, persönlich die eigenen Sclaven und Sclavinnen zu besuchen und zu pflegen, wenn sie krank waren, so ist es nicht seltsam, wenn Chares diesen Morgen unruhiger als sonst nach der Pforte blickte.

„Sie kommt noch nicht?" seufzte er. „Pflegte sie doch sonst den armen Chares schon einige Stunden früher zu besuchen und mit ihrer Nachtigallstimme ihn zu fragen, ob die Geschwulst des Armes noch nicht gewichen wäre. O Theia!" phantasirte er weiter, „Theia! Wie klingt dieser Name so süß! Wie eine Göttin erscheint sie mir. Sie ist so sanft, so schweigsam, so freundlich, so geduldig. Ach eine Göttin ist sie mir — ewig unerreichbar!"

„Chares! Chares!" — sagte er sich dann besinnend, und der kühle Hauch des Verstandes verscheuchte einen allzuüppigen, kühnen Traum seines Herzens, „Du wurdest wohl auch, als Du noch ein Kind warst, der Sohn eines reichen Phrygers genannt, anders aber wollten es Deine Götter, und Du mußt Dich jetzt fügen in das Loos, welches Dir die unerbittliche Parze spann. Trag' ich nicht goldene Fesseln mit Rosen und Myrthen umwunden? Seltsam, da prahlen diese Hellenen soviel von ihrer Freiheit — und ei, wenn ich meinen Herrn und mich vergleiche, welches ist der Unterschied zwischen uns Beiden? Er heißt ein freier Mann und ist ein Sclave, ich heiße ein Sclave und bin — o Theia, Dir unterthan! Ach

hier unter dem geistvollsten aller Hellenenvölker lernt' ich erst einsehen, daß das schönste Staatswesen, die goldenste Freiheit nur in unserm Busen wohnt."

Da trat Theia herein und ließ sich auf einem Sessel neben dem Kranken nieder. Chares erschrak. Ihr Antlitz war bleicher als sonst, und den Augen noch anzusehen, daß sie vor Kurzem mit Thränen gefüllt waren. Sie schien nur mit Mühe eine Aufregung zu bemeistern, welche in ihrem Herzen tobte.

„O Herrin, bist Du krank?" fragte der Daliegende theilnahmsvoll.

„Nein, Chares!" entgegnete sie freundlich, „aber wie oft hab' ich Dir gesagt, daß ich von Deinen Lippen dies Wort „Herrin" nicht vernehmen will! Steh'st Du mir nicht wie ein Bruder behilflich zur Seite, um . . ."

Sie schwieg, und Chares verstand ihren Kummer.

„Doch," fuhr sie fort, gewaltsam ihr Schmerzgefühl unterdrückend, „Chares, leidest Du noch? Reiche mir den Arm her, daß ich ihn von Neuem einreibe und dann wieder verbinde."

Der Kranke ließ es geschehen, so schmerzlich ihm auch jede Berührung war; kam sie doch von liebevoller Hand. Er verbiß seinen Schmerz und sagte, gewaltsam lächelnd:

„O Theia, wie sollt' es schmerzen? Ein lieber Druck von Deiner Hand besänftigt alles, selbst die wildesten Herzen. Aber" — und er sprach leiser, während sie, über ihn gebeugt, einen neuen Verband anlegte — „aber, o Theia, Du hast mich, den armen Sclaven und treuen Diener des Vaters, soeben Deinen Bruder genannt. Darf nicht der Bruder alles erfahren, was der Schwester Seele bedrängt, damit er mitleidend ihr so

das Leben erträglicher mache? Mein Schaffen, mein Leben gehört nur Euch. Doch wo ist Laos heute? Er pflegte mich sonst jeden Morgen zu besuchen und sich nach meinem Befinden zu erkundigen."

Der neue Verband war angelegt; Theia ließ sich wieder auf den Sessel nieder und entgegnete nach einem längeren Stillschweigen:

„Ach, der Vater, der arme, thörichte Vater! Du kennst seine, wie es scheint, unheilbare Schwäche. Und nun vernimm das Neueste, worüber man lachen könnte, wenn es nicht zum Weinen wäre. Bedenke nur, er will die Fabrik und seine liegenden Güter verkaufen und auf seine Kosten eine Kolonie nach dem Pontos entsenden. Ein gewisser Menon ist dabei betheiligt."

„Was, Menon?" — brauste der Kranke auf. „Menon, der Schwärmer, von dem ich manches gehört habe? Dieser Windbeutel! Dieser Schuft! Und nun muß er mit seiner Hühnermilch einen Käufer an dem blinden Laos gefunden haben! O ich kenn' ihn, diesen Menon, er ist ein eitler Prahlhans und noch obendrein ein schlechter Mensch. Muß ich jetzt gerade krank sein! O wär' ich gesund, so wollt' ich mich im Dunkel einmal heranschleichen und ihm die Knochen zerschlagen, daß er nie mehr daran denken sollte, zu gehen, geschweige denn über's Meer zu fahren; die Zähne wollt' ich ihm einschlagen, daß nie wieder von seinen Lippen wahnsinnige Reden strömen sollten, um zu bethören einen guten, aber . . ."

Er hielt an sich; sprach er doch von seinem Herrn in

Gegenwart von dessen Tochter. Sie aber verstand ihn und setzte ruhig hinzu:

„Einen guten, nur zu eitlen Mann!"

„Nein, nein, heute muß ich noch mit Laos sprechen; er hat mir so oft geglaubt, er wird auch diesmal meinen Worten Glauben schenken," rief er heftig aus.

„Es ist zu spät. Vor einigen Stunden verließ er mit dem Menon das Haus," entgegnete sie traurigen Tones.

„Mit Menon?" fragte er hastig.

„Ja!" entgegnete sie und erzählte dem Staunenden von dem Gelage des gestrigen Abends; sie erzählte ihm auch, wie Menon mitten in der Nacht einen Aufruhr im Hause angestiftet, von dem freilich Laos nichts vernommen. Menon hätte nämlich, vom Weine trunken, in das Schlafgemach einer Sclavin eindringen wollen. Auf deren Geschrei hin wären Andere hinzugeeilt, wie auch sie selber; Menon aber wäre zurückgescheucht worden durch den bloßen Ruf: Die Herrin kommt! Heute Morgen aber hätte der elende Wicht gethan, als wäre nichts vorgefallen: Keine Abbitte, keine beschämt niederblickenden Augen!

„Ha, daran erkenn' ich sie, diese Volksbeglücker!" knirschte wüthend der ehrliche Sclave. „Nein, sogleich erheb' ich mich, um den Beiden nachzueilen."

„Es ist zu spät!" entgegnete Theia. „Erst vor Kurzem kehrte Mys mit der Nachricht zurück, daß es dem Herrn geglückt wäre, die Fabrik und die liegenden Güter an einen reichen Oligarchen unter günstigen Bedingungen zu verkaufen."

„Daß es dem Herrn geglückt wäre?" sprach Chares bitter.

„Mys hat den Verstand eines Spatzen; möge ihn dafür einst die Katze fressen! Und Laos? Weh', er zeigt Entschlossenheit und Schnelligkeit des Handelns, wie er sie noch nie aus eigenem Antriebe entwickelt hat!"

„Es ist zu spät! Wir müssen uns fügen in unser Schicksal," sagte Theia, traurig-eintönigen Tones.

„Das ist eine betrübende Erfahrung," hub Chares wieder an, „daß charakterschwache Menschen oft gerade bei solchen Anlässen eine Charakterfestigkeit und unüberwindbar eigensinnige Stärke zeigen, da, wo man ihnen ihre Charakterschwäche gerne verzeihen würde. O warum — fuhr er bitter fort — errichten diese Athenäer, diese Söhne der Pallas, wie sie sich stolz nennen, nicht auch der Göttin der unumschränkten Eitelkeit ein Erzbild auf der Agora? Was? Auch Menon ein „veilchenbekränzter" Athenäer? Ein lumpenbedeckter Schuft!"

„Beruhige Dich, lieber Chares," bat ihn sanft Theia, erfüllt von der innigen Theilnahme des Sclaven an dem Geschicke des Hauses.

„Doch glaube mir," entgegnete Chares weniger heftig, „wo Du bleibst, bleib' auch ich. Vielleicht vermögen wir Beide noch, ihm wenigstens den Gang des Verderbens annehmlicher zu machen."

Theia sah ihn gerührt an. Ihre großen Augen ruhten auf ihm. Es schien, als ob ihre Lippen noch etwas zu sagen hätten. Der Sclave wagte nicht zu fragen. Plötzlich fragte sie ihn, hinter einem nichtssagenden und doch liebreizenden Lächeln einen tiefen Schmerz verbergend:

„Chares, weißt Du, wie alt ich bin?"

„Siebzehn Jahre!“

„Und weißt Du, daß manche Athenäerin schon von fünfzehn oder sechzehn Jahren einem fremden Mann in's Haus geführt zu werden pflegt, um an seinem Herde zu sitzen als Herrin des Hauses?“

„Dein Vater will Dich verheirathen? Und an wen?“

„An Menon!“

„An Menon?“

„Bei der Hera, an Menon, von dem mich nur wundert, daß er, die erste Nacht unter einem fremden, gastlichen Dache verweilend, in seiner Trunkenheit und Frechheit sich nicht gleich an der Tochter des Hauses vergriff, statt einer Haussclavin mit schnödem Anliegen zu nahen.“

„Mögen die Götter ein gütiges Ende verleihen einer solchen unendlichen Thorheit!“ sagte Chares. „O Theia, Pflicht, Sitte und Gesetz zwingen Dich, dem Wunsche und Willen des Vaters zu folgen. Du arme Herrin!“

„Und ich muß ihm folgen,“ brachte sie unter Schluchzen hervor, verhüllte mit dem Schleier ihr Antlitz, eilte hastig hinaus, an den staunenden Sclavinnen und Sclaven vorbei, um in ihrem eigenen, einsamen Frauengemache sich ganz ihrer Trostlosigkeit hingeben zu können.

Wer möchte fragen, was in diesem Augenblicke im Herzen des armen Chares vorging?

Wer möchte zweifeln, daß in diesem Augenblicke das Gleiche im Herzen der Theia vorging?

Durch den frühen Tod der Mutter und die dadurch herbeigeführte Verwaltung des Hauswesens war der seltene Fall

eingetreten, daß die junge, schöne, reiche Tochter des Laos, zugleich die Herrin des Hauses, eine tiefere Zuneigung gefaßt hatte zu einem ihrer Sclaven, der freilich im Hause so frei und selbständig waltete wie ein eingeborener Athenäer. Chares war zwar ungefähr eine Dekade von Jahren älter als sie; aber dies trug nur bei, um jenen tiefen Eindruck in ihrem Herzen zu erhöhen. Er war stark, groß und von schönem Angesicht; seine Sprache klang voll und weich; seine Augen belebte jener „feuchte Glanz", welchen die Alten besonders zu rühmen pflegten. Was aber kümmert sich ein Mädchenherz, — mag es unter dem Himmel von Hellas oder unter einem anderen seinen Lebenstraum hinweben — was kümmert sich ein Mädchenherz um die sogenannte bürgerliche Stellung des Geliebten? Gott Eros, der launenhafte Sohn der launenhaften Aphrodite, richtet nach Gesetzen einer anderen, höheren Welt. Er in Wahrheit erkennt nur jenes „ungeschriebene" Gesetz des Sophokles an, ein Gesetz, von welchem die Menschen in ihrer blöden Beschränktheit oft nichts wissen *wollen* und noch öfter nichts wissen *können*!

Die Aussicht, vermählt und gar das Weib dieses Menon zu werden, der sich ihr so früh von seiner wahren Seite gezeigt hatte, ließ sie klar das Aussichtslose ihrer verderblichen Neigung erkennen. Den Chares durfte sie nicht lieben, den Menon konnte sie nicht lieben. Durch welche dunkle Pforte konnte ihr noch ein rettender Ausgang offen stehen?

Wie lange wird es dauern, und das Hochzeitsfest beginnt: Vor der Thüre des Hauses steht ihres Vaters Wagen, bespannt mit den beiden sikyonischen Rossen; die Gäste, blumengeschmückt

und mit weißen Gewändern angethan, treten jubelnd hinaus auf die Straße. Flötenspieler und Sänger begleiten sie und ordnen sich, dem Wagen voranzugehen. An der Stelle der Mutter folgt dieses Mal eine Verwandte, in der Hand eine Fackel. Unruhiger stampfen schon die wartenden Rosse. Da tritt sie, die Braut, im prächtigsten Schmucke mit lang wallendem Schleier heraus. Manch seltener Stein blitzt leuchtend aus der schimmernden Gewandung hervor — ihr deucht, als wär' er eine Thräne. Nun wird sie auf den Wagen gehoben; zwischen dem zukünftigen Gatten und dem Brautführer nimmt sie Platz. Unter dem Scheine von Fackeln, unter dem Gesange von Hochzeitsliedern und den lieblichen Lauten der Flöten rollt das leichte Gefährt am Abende hin, durch die Straßen zum Hause des Unwürdigen, welchen sie ihren Gatten nennen soll . . .

Die arme Theia schauderte bei diesen Gedanken zusammen. Ihre Trauer war so groß, daß sie heute zum ersten Male die gewohnten häuslichen Obliegenheiten versäumte und sich in ihrem Frauengemache abschloß. Laos aber hatte den Kopf so voll, war tagüber so oft auf den Beinen, daß alle Gedanken an sein armes Nymphchen heute keinen Raum in seinem Hirne fanden. Und Menon? wollte seine zukünftige Braut einmal besuchen, hatte sich heraus geschniegelt, als wär' er der reichste Stutzer Athens, war aber vom Thürhüter beschieden worden, er könnte nicht vorgelassen werden. Chares hätte ihm mitgetheilt, daß Theia krank wäre.

„Auch gut!" sagte für sich mit leisem Ingrimm der kühne Wolkenbürger. „Besuchen wir denn einmal wieder unsere

Praxilla. Wenn dieses Püppchen aus Korinth auch krank ist, dann ist sie bei der Aphrodite nur krank nach mir! Haha, ich will einen guten Arzt spielen und den Daimon des Uebels austreiben, weiß ich doch, wo er sitzt!"

So sprach der edle Bursche und trollte sich nach Athen. Im Augenblicke dachte er aber nicht an seinen großartigen Plan, welchen Laos allein wie ein hungernder Hund als fetten Bissen verschluckt zu haben schien, sondern er sah träumend das hochgeschminkte Hetärchen Praxilla vor sich stehen, er sah sie erstaunt fragen: „Wie kommst Du, Menon, zu diesem Gelde?"

„Das hab' ich mir von dem Laos geborgt — wieder bekommt er es einst in der Wohnung des Hades!"

Menon, welcher, vor sich hinwandelnd, so laut träumend sprach, blickte erschrocken umher. Niemand hatte ihn belauscht.

Viertes Capitel.

Die „Hoffnung“.

Mancherlei hatten in diesen Tagen die Werftaufseher im Peiraieus zu schaffen, denen es oblag für das Schiffsgeräthe zu sorgen. Ihre Aufgabe war es aber auch, nach eingeholter Genehmigung der Schiffsverwaltung, des Rathes der Fünfhundert, altes oder unbrauchbar gewordenes Material zu so hohem Preise als möglich zu veräußern. Einer der besten Abnehmer war Laos. Er pflegte wohl gern zu handeln, am Preise zu feilschen, aber man hatte ihm gegenüber die Preise schon so hoch angesetzt, daß am Ende des Kaufgeschäftes sich die Verkäufer in's Fäustchen lachten über den Betrogenen während wiederum der Käufer erfreut war, im Wahne, ein vortheilhaftes Geschäft abgeschlossen zu haben. Manchen Tag ging er so hinab, von einer Schaar Sclaven begleitet, von dem hippodamischen Marktplatze zum Kantharos, dem engeren Hafen des Peiraieus. Sie kannten ihn Alle an allen Orten, mochte er verweilen in den prächtigen Kauf- und Waarenhallen am nordwestlichen Theile des Hafens, oder in der Nähe der Schiffshäuser und Arsenale am südöstlichen Ufer des Peiraieus.

Gar lange hatte seine Weisheit geschwankt in der Wahl eines passenden Schiffes: sollte er eine leichtfüßige, hochgebordete Triere nehmen oder ein geräumiges, die Meerfluth aber langsam durchschneidendes Handelslastschiff? Der ästhetische Sinn, der jedem athenäischen Kinde von seiner Schützerin Pallas Athene in die Wiege gelegt wurde, als Pathengeschenk, dieser ästhetische Sinn ließ ihm die Wahl einer Triere schöner und besser erscheinen.

Von den ungefähr hundert Schiffen, welche bei Friedenszeiten am Kantharos unter den riesigen Schiffshäusern gegen Wind und Wetter geborgen lagen, zeigte sich dieses Mal keines; waren sie doch mit ihren Genossinnen ihrem Trauergeschick in Sikelien entgegengefahren. Nur einige alte, unbrauchbar gewordene Fahrzeuge lagen noch da, traurig und kläglich anzusehen.

Das Auge des Laos fiel auf eine Triere, deren Vordertheil das aus Holz geschnitzte und mit schwarzer Farbe übermalte Grau'ngebilde einer Nemesis zeigte, während am Hintertheile nach athenäischem Brauche das Bild der Pallas Athene angebracht war. Dieses Schiff erwarb er sich und ließ es hinüberschaffen nach dem nördlichen Theile des Hafens, wo die Handelsschiffe, nachdem sie durch den Eingang zwischen den lang vorgestreckten Steindämmen gefahren, vor Anker zu gehen pflegten.

Nun gab es am Schiffe zu thun, auszubessern und zu sorgen für alles „hängende und hölzerne Schiffsgeräthe". Welche unzähligen Sorgen, Laufereien, Plackereien brachen über das Haupt des Laos herein! Und doch, mochte dem kleinen

Manne auch der Schweiß in großen Tropfen von der Stirne niederperlen, er ertrug das Alles gern, ihm wandelten sich diese unzähligen Sorgen in eitel Freude und Lust. Unser Laos schien sich auf alles so gut zu verstehen, als wär' er ein geborener Seefeldherr oder zum mindesten ein tüchtiger Schiffsbaumeister.

Daß er übrigens der Führer des Schiffes, der Stratege, der Leiter des ganzen Planes, sein würde, daran zweifelte er keinen Augenblick.

Nur das schwarze Bild der Nemesis machte auf ihn einen peinlichen Eindruck. Laos, dem die Dinge immer wie von einem Schleier umhüllt schienen, welchen man hinwegziehen müßte, gab viel auf Zeichen und Zufälligkeiten. Er witterte hinter der unschuldigsten Sache eine sogenannte Bedeutung.

So trat er denn an einen Schiffsbaumeister heran und fragte ihn, ob er nicht das Bild der Nemesis entfernen könnte.

„Ei, gewiß!" meinte der. „Wie Du weißt, führen unsere Kriegsschiffe mancherlei Namen. Da haben wir die „Einsicht", die „Löwin", die „Jungfrau" — oder gefallen Dir diese Namen nicht, so benenne Deine Triere „Achilleia" oder auch „Aphrodisia". Alles ist möglich für klingende Drachmen."

Laos schüttelte bedächtig sein Haupt. Diese Namen waren ihm alle nicht bedeutungsvoll genug. „Wie wär' es mit dem Namen „Groß-Athen"?" fragte er.

„Groß-Athen?" rief der ehrliche Schiffsbaumeister erstaunt aus. „Wackerer Laos, versündige Dich nicht an unserer Pallas und unserer Mutterstadt. Du hoffst doch erst, ein Groß-Athen aus dem Boden zu wecken."

„Nun hab' ich's!“ fiel ihm rasch der Athenäer in's Wort. „Gut denn, beim Apollon, der uns auf unserer Meerfahrt immer freundlich lächeln möge, so benenn' ich mein Schiff die „Elpis“, die Hoffnung. Wohlan, schmücke mir den Vordertheil meiner Triere mit dem Bilde der Hoffnung — knausere aber nicht und überzieh mir das Holz recht schön mit dem glänzenden Golde!“

„Einverstanden!“ sagte der Schiffsbaumeister und wandte sich hinweg. „Wie lächerlich,“ murmelte er in seinen Bart hinein, „ist dieser thörichte Hochmuth und diese selbstbewußte Eitelkeit! Aber — noch schlummern die Blitze des Zeus!“

Noch leichter gelang es dem Laos, die ziemlich bedeutende Anzahl von Ruderern zu beschaffen, zu welcher Hantirung sich gewöhnlich nur Sclaven und Fremde oder die niedrigsten der Athenäer hergaben. Freilich mußte er sich verpflichten, einige Flötenmädchen mit an Bord zu nehmen. Ebenso besetzte er die Posten eines Steuermannes und seines Vertreters sowie eines Flötenspielers, unter dessen eintönigen Klängen die Ruder gleichmäßigen Tactes die purpurnen Meereswogen zu durchschneiden pflegten, mit Freunden aus der näheren Umgebung des Menon.

So konnte er denn eines Morgens seinen geliebten und von ihm wie einen Gott bewunderten Menon mit vielen Anderen nach dem Peiraieus führen und ihnen seine erste Schöpfung zeigen: Segelfertig lag sie da im Hafen, die schöne Hoffnung.

„Seht, da schwimmt,“ sagte Laos, schmunzelnd sich die

Hände reibend, „mein ganzes Hab und Gut auf den Wellen" — und dabei sah er den Menon bedeutungsvoll an.

„Besser den Wogen seine Hoffnung anvertrauen als auf steinigem Festlande zu säen versuchen," warf Menon leichtfertig hin. Er dachte an andere Dinge. Seine Gedanken flogen schon wieder allen anderen voraus.

Indessen hatte Laos doch noch einen Theil seines Vermögens bei Wechslern im Peiraieus oder an der Agora zu Athen niedergelegt, damit man auch vom Pontos aus ihm noch Credit in der Heimat schenkte, wie er sich einbildete. In Wirklichkeit hatte ihn unter schwerem Drängen und vielem Zureden sein Chares zu diesem besonnenen Schritte veranlaßt.

Uebrigens war das Schiff mit allem reichlich ausgestattet; es fehlte unter anderem nicht die attische Oelfrucht, attisches Töpferwerk und auch gediegenes Silber aus dem Staatsbergwerke Laurion.

„Da hab' ich eine glänzende Führerschaft bekommen," sagte Menon am anderen Morgen in der Frühe mit leuchtenden Augen, während er mit Laos zwischen den langen Mauern der Stadt Athen zuwanderte.

„Du?" fragte ihn das kleine Männchen und sah erstaunt empor. „Du? Hab' ich nicht alles beschafft? Es wär' Unrecht, wolltest Du mir das Recht der Strategie verweigern."

„Laos, ich stimme Dir bei. Einverstanden!" entgegnete Menon, besänftigend ihn mit der Hand auf die Schulter klopfend. „Im Uebrigen denk' ich, werden wir bald unsere Volksversammlung in Deinem Hause berufen können, und da soll alles Noth-

wendige beschlossen werden, wonach sich der Einzelne zu fügen hat."

„Freilich dem Gesetze muß man gehorchen," rief Laos aus, „aber es muß auch eine „richtige" Volksversammlung werden: Alles muß so vor sich gehen, als wenn es auf der Pnyx durchrathen würde."

Darauf sprachen sie über ihre Privatangelegenheiten. Auf den folgenden Tag wurde das Verlobungsfest angesetzt, welches in aller Stille gefeiert werden sollte. „Ich glaube," fiel Menon etwas schüchtern und zaghaft ein, „daß Deine Tochter eine vorgefaßte Meinung gegen mich hat. So oft ich Deine Wohnung betrat, immer vermied sie es geflissentlich, mich zu sehen."

„Das, mein edler Tugendfreund, ist nur jungfräuliche Scheu. Sie ist noch ein Mädchen und hat nicht bei einer Hetäre berühmten Namens jenes, wie soll ich sagen, flüssige, charisliebliche Benehmen gelernt, das Ihr heute von jedem weiblichen Wesen zu verlangen scheint. Seid nur erst Mann und Weib, und Du wirst sehen, welchen Schatz ich Dir anvertraut habe."

Den Menon bedrückte etwas: Die Erinnerung an den Frevel, welchen er in jener Nacht im Hause des Laos versucht hatte. Er glaubte jetzt, die Gelegenheit beim Schopfe fassen zu müssen, und erzählte die Begebenheit, seine damalige Trunkenheit vorschützend, oder wie er sich in des Bildes sorgsamer Gewandung ausdrückte, das zu stark gespannte Joch des Bakchos.

Und Laos? Was sagte der zu dieser Begebenheit?

Er wollte sich vor Lachen den Bauch halten. „Weiter nichts?" meinte er. „Warum wandtest Du Dich nicht vor-

her an mich? Ein Wort, und Deinem Wunsche wäre gewillfahrt worden."

„Aber ich glaube, daß Deine Tochter seit dieser Nacht eine geheime Abneigung gegen mich hat."

„Sie muß gehorchen, und sie wird gehorchen. Ich kenne sie. Getröste Dich nur, mein junger Freund. Was hat das Weib sich um das Vorleben ihres Mannes zu kümmern? Will es Hera, die Göttin der Ehe, so feiert Ihr Beide noch vor der Abreise das Fest der Hochzeit."

Schwer lassen sich die Gefühle bestimmen, welche Menon zu der schönen Theia hatte. Eine prachtvoll ausstaffirte, salbenduftende Hetäre mit geschminkten Wangen und immer sprudelnder Redegabe erregte ihm viel größeres Wohlbehagen, aber eine solche betrachtete er nur als Spielzeug müßiger Stunden. Daß sich aber Theia so spröde gegen ihn zeigte, entflammte ihn nur mehr, sie zu besitzen, und zwar nur, weil sie sich spröde zeigte, weil sie ihn zu verachten schien. An dem Besitze selber war ihm nicht viel oder doch nur insofern gelegen, als er dadurch seine „andern" Pläne glaubte durchführen zu können. Schließlich war ihm nicht entgangen, welche dämonische Macht der Sclave Chares im Hause ausübte. Diesen Sclaven haßte er. War erst Theia seine Gattin, so glaubte er auch die Mittel in der Hand zu haben, um den „über Alle weisen" Sclaven zu züchtigen und auf jede Weise zu quälen.

Unter diesen Gesprächen und Gedanken waren die Beiden auf dem großen Marktplatze im Kerameikos angelangt. Es war gerade um die Stunde, „wo sich der Markt zu füllen pflegt". Welch' ein bunt durcheinanderwogendes Menschenge-

wimmel, welch' ein Gelärm erfüllt hier die Lüfte! Wie kläglich macht es sich, wenn man seine Augen schweifen läßt zu den Prachttempeln und Gebäuden und Hallen, welche den großen Marktplatz in weiten Grenzen umgeben, wenn man gar weiter blickt nach dem Hügel des Areopagos mit seinen düsteren Erinnerungen, nach den leuchtenden Zinnen der Akropolis oder weit in die Ferne nach den sagenberühmten Abhängen von Kolonos, und wenn man diese Herrlichkeiten der Kunst und Natur vergleicht mit der hier durcheinander wogenden, lärmenden, schreienden, lachenden, feilschenden Menge! Aber das Getriebe erscheint nur kleinlich; man betrachte einmal diese Männer, diese veilchenbekränzten Athenäer, wie sie sich gern nennen hören, genauer — diese Männer, von denen manche ihren schäbigen Mänteln durch ein Stückchen Kreide neuen Glanz verliehen haben: aus ihren Augen leuchtet ein geheimes Feuer entgegen, welches die Alten rühmten als den „attischen Blick". Dieser attische Blick ist es, welcher jene Pracht umher sich entfalten hieß. Dieser attische Blick ist es, welcher den Athenäer als den geistreichsten und für alles Schöne empfänglichsten von allen Hellenensöhnen erkennen läßt.

Kaum befanden sich der kleine Laos und der lange Menon inmitten des Marktgewühles, als sie sich von vielen Gleichgesinnten umringt sahen. Mancher Kohlenbrenner aus Acharnä, der noch eben sein „Kauft Kohlen! Kauft Kohlen!" unermüdlich in die Menge hineingeschrieen, hört auf mit seinem Schreien und begiebt sich würdevollen Schrittes zu ihnen. Freilich einige Fischweiber, welche eben mit einigen Kunden über den Preis eines Salzfisches feilschten, und diese rasch weggehen sahen,

„um ja mit dabei zu sein“, konnten es nicht unterlassen, höhnisch zu kreischen: „Bei unserer Pallas! Laos, der Reiche, ist ein Narr, und Menon, der Schlucker, müßte wegen Betrug und Zauberei in's Barathron, die Verbrecherschlucht, hinabgestürzt werden!“

Aber was hilft das? Was hilft es, wenn einige Oligarchensöhnlein über den Laos ihrer bissigen Zunge freien Lauf lassen, während sie, just Veilchen- und Myrthenkränze kaufend, bei einer reizenden Kranzwinderin verweilen oder sich zu einem Feste Flötenspielerinnen und Andere miethen, die schön aufgeputzt in der Nähe eines Aphroditetempels sich bewegen, der Kundschaft harrend? Nur zu viele, theils aus Neugier, theils um sich dem Zuge anzuschließen, folgen den Beiden zu den Platanen und dem Olivenwäldchen, welches einst Kimon zur Erholung der Bürger und zur Verschönerung der Stadt in der Nähe des Marktes angelegt hatte.

Die beiden Städtegründer brauchen nur zu wählen.

Die Meisten derer, welche sich herandrängen, haben zwar keine Mine im eig'nen Besitze, aber wozu, denken sie, hat Laos seine Talente? Gewiß, seltsam und räthselhaft kommt auch ihnen die Menschenfreundlichkeit des Laos vor. So viel steht fest, daß Keiner von allen diesen hoffnungsfrohen Theilnehmern so wie Laos gehandelt hätte, wenn er so reich wie Laos gewesen wäre.

Da aus dem Bekanntenkreise des Laos Niemand Lust verspürte, an der Fahrt sich zu betheiligen, und wär' es auch auf Kosten des Laos, so sah er sich auf die ehrenwerthe Bekanntschaft des Menon angewiesen. Schon hier bei der Auswahl traten

Zwistigkeiten ein zwischen den beiden Führern, welche nur durch die schlaue Nachgiebigkeit des Menon beigelegt wurden.

Doch wie stand es mit den Frauen?

Zur Gründung einer Stadt, die nur als ein Hauswesen im größten und höchsten Stile anzusehen ist, gehört auch die andere Hälfte des Menschengeschlechtes. Von jenen aber, die zur Theilnahme zugelassen werden konnten, war kaum mehr als die Hälfte beweibt. Da entfaltete Menon eine wahrhaft perikleische Beredtsamkeit, wie man, der Noth der Zeit gehorchend, schon einige Hetären mitnehmen müßte. Laos willigte ein. Menon übernahm den Auftrag und geberdete sich bei der Entledigung dieses Geschäftes wie ein persischer Satrap.

So war alles zur Abreise gerüstet.

Man setzte einen Tag fest, an welchem man sich im Hause des Laos versammeln sollte, die letzten Beschlüsse zu fassen.

Mit einem „Heil der weisen Pallas Athene!" trennte sich die Gesellschaft dort in dem schattigen Wäldchen am Markte von Athen.

Fünftes Capitel.

Eine Fahrt nach dem Hymettos.

So wunderlich, so verschroben der wackere Laos in seinen politischen Ansichten erschien, so hinderte ihn das nicht als Vater ein warmfühlendes Herz zu besitzen. Es war ihm nicht entgangen, daß seine liebe Tochter Theia trübselig und schweigsam seit einigen Tagen im Hause umherschlich, daß sie sich am liebsten vergrub in die Zurückgezogenheit ihres Frauengemaches. In dem kleinen, herrlichen Garten, der hinter dem Männersaale gelegen war, pflegte sie früher manche Stunde zu verweilen, mit Lautenspiel und Gesang sich die Stunden vertreibend. Schienen die Nachtigallen des Gärtchens ihr Leid mitzufühlen? Klanglos und stumm lag der Garten da; und dem Laos, welcher dem Vertrage gemäß bis zur Abreise in dem ihm nicht mehr gehörigen Hause verweilen durfte, wurde um so unheimlicher darin.

Ihn bedäuchte, als hätte seine Tochter der Daimon einer Krankheit befallen. Ging sie noch so gerade, so stolz wie ehemals? Wo blieb ihrer Wangen rosige Blüthe? Er ließ sie be-

sorgt zu sich rufen, und unter Küssen und zärtlichen Umarmungen fragte er sie:

„Mein holdes Kind, Du leidest. Sage mir den Grund, daß ich Dir helfe, wofern ich helfen kann!"

Sie aber entgegnete einsilbig: „Ich leide nicht; und wenn ich leide, könnte mir kein Gott helfen. Ich habe nur eine Bitte an Dich, o Vater."

„Liegt ihre Erfüllung in meinen Händen, so will ich sie gern Dir gewähren."

„Sieh," sprach sie, und ihre Augen erfüllte ein lebhafteres Feuer, „wir haben gestern die Verlobung mit Menon gefeiert" —

„Der ist Dir verhaßt, mein Kind?" fiel der Vater rasch ein, sie tief ansehend.

Die Tochter schwieg.

„Ich kenne das," fuhr er selbstbefriedigt fort. „Die gehorsame Tochter, wenn sie erst das Weib des Menon geworden ist, der mir sein göttliches Herz erschlossen hat wie keinem anderen Sterblichen, wird schon des Vaters Wahl noch preisen. Aber Du hattest ein Anliegen?"

„Gestatte, daß wir das Fest der Hochzeit noch aufschieben, laß es uns hier nicht feiern!"

„Ha, ein Gedanke," rief er begeistert aus und blickte empor, „ha, beim Zeus, ein köstlicher Einfall! Wie kann man den Grund zu einer neuen Stadt besser legen, würdiger gleichsam die Geburt einer Stadt feiern, als wenn man damit zugleich das Hochzeitsfest zweier Menschenwesen verbindet? Fürwahr ein tiefsinniger Gedanke, eines Poetenhirnes würdig! Ich liebe einmal das Bedeutsame, das Tiefsinnige, das Gedankenvolle.

Ja, mein Nymphchen, darin willige ich ein. Und mein Menon? Er muß damit einverstanden sein. Doch noch einmal, mein holdes Schwälbchen — und er faßte sie zärtlich am Kinn und streichelte ihr die Wangen, — glaube Deinem Vater, wenn er Dir sagt, daß Menon einen hochfliegenden Geist besitzt; einen titanischen, einen prometheïschen möchte ich ihn nicht nennen, weil ich fürchten müßte, den Zorn der Olympischen niederzubeschwören. Glaube mir, daß die Glut der Rede, welche von seinen Lippen strömt, ihren Urborn in seinem Herzen hat, das so tief ist wie das ägäische Meer und wieder so himmelsklar wie es. Manchmal ist er zwar etwas eigensinnig und möchte über den Kopf des Laos hinweg seine eigenen Pläne verfolgen, aber bis jetzt hat es noch immer der ältere, weisere Laos vermocht — Dein Vater, o Kind! — diesen wilden Renner zügelnd zu bändigen! O Theia, könntest Du so ganz, so ganz das Glück Deines Vaters mitfühlen!"

So sprach der Mann in tiefster Verblendung.

„Ich kann es wohl verstehen," entgegnete die Tochter ruhig, „aber mitfühlen? Nein."

„Weil," fuhr der glückliche Vater in seinem einmal entflammten Redeflusse fort, „weil Ihr athenäischen Frauen Euch um Staatssachen nicht kümmert und darum nichts von diesen versteht. Daher werdet Ihr auch nie begreifen, wie schon der bloße Gedanke ein Männerherz begeistern kann. Doch es freut mich, daß im Herzen der Tochter nicht der Gehorsam erloschen ist, wie ich einmal anzunehmen wähnte."

„O bester Vater!"

„Es ist gut, mein Kind," sprach er begütigend. „Mag

auch Chares, mein guter Chares brummen; seine Strafreden hab' ich mir ruhig gefallen lassen, ich ließ ihn ausreden und handelte dann doch nach meiner wohl tieferen Einsicht. Jetzt schweigt er, und auch er, denk' ich, soll mir drüben gar tüchtige Dienste leisten. Ich habe dem Asklepios noch ein Dankopfer dafür zu bringen, daß er mir den Freund gesunden ließ. Was sagte er mir doch erst heute Morgen? Die gutmüthige Seele! ‚Mit meinem Herrn,' sprach er, ‚hab' ich bisher gelebt, und bei meinem Herrn will ich auch fürder leben und — sterben.' Haha! Und sterben! Erst noch einige derbe Tauenden Leben, erst erfüllt der kühnste meiner Träume, die erste Großthat meines Lebens und dann? Will ich noch als schneelockiger Greis halkyonische Tage verleben, von einer Schaar lieblicher Enkel umspielt!"

Der arme, gute, ganz im Taumel der Begeisterung schwimmende Laos sah sein Töchterchen an. Wenn es unsichtbare Thränen giebt, so vergoß sie Theia während der Worte des alten Phantasten. Selbst seine sonst so nüchterne Sprache schien angesteckt.

So hatte er gesprochen, als gerade Menon eintrat. Er begrüßte Beide freundlich. Allein seine ihm seit gestern anverlobte Braut zog, sowie er kam, ihren Schleier über das Antlitz.

„Warum," sprach Menon näher zu ihr tretend und schmeichelnd redend, was ihm an dieser Stelle schwer über die Zunge kam, „warum, o Theia, jetzt noch das Antlitz verhüllen?"

„Laß, o laß sie," meinte Laos. „Bedenke, sie ist ein sittiges Athenärtöchterlein, keine von Deinen . . ."

„Laos!" unterbrach ihn Menon mit einem gebieterisch zürnenden Blicke.

Doch der schlaue, sogenannte Schwärmer besann sich. Schnell lenkte er das Gespräch wieder auf ihr großes, politisches Unternehmen. „Der Raum hier, fuhr er fort, „dünkt mich zu klein für unsere auf morgen bestimmte Volksversammlung."

„Man wird sich behelfen müssen," meinte Laos gutmüthig lächelnd und mit den Achseln zuckend; „vom hippodamischen Marktplatze im Peiraieus oder gar von der Pnyx in Athen hätten uns die Menschen in ihrer Verblendung doch am Ende mit Steinen und Knütteln hinweggejagt."

Nachdem Menon so das Gespräch in ein anderes Fahrwasser gelenkt und sich einverstanden erklärt mit der Aufschiebung der Hochzeit, fragte Theia noch einmal bittend, ob es ihr nicht erlaubt wäre, vor der Abreise noch einmal die Großeltern, die Eltern des Laos, besuchen zu dürfen. Diese bewohnten ein zwischen Oliven und Platanen verborgenes Landhäuschen am Abhange des kräuterreichen und bienengerühmten Hymettos.

„Gern, sehr gern, mein Töchterchen. Die Abfahrt wird vor dem dritten oder vierten Tage schwerlich von statten gehen. Nimm Dir ein Gefährt und unsere beiden sikyonischen Rosse, die ich mir nur Deinetwegen beschafft habe, und besuche sie noch einmal, Deine theueren Großeltern. Mögen Deine Lippen mir ihren Segenswunsch mitbringen! Doch damit Dir kein Unfall geschehe, übergebe ich Dich der Hut des ehrlichen Chares."

Theia verließ darauf das Peristyl. Zum Glück für sie verbarg der Schleier ihr Antlitz, das vor Freude aufleuchtete. Hätte Menon diese Freude auf ihrem Gesichte lesen können, so

wär' es ihm gewiß gelungen, den Plan in letzter Stunde zu hintertreiben oder zum mindesten sie zu begleiten, und geschäh' es auch nur, um ihr eine Freude zu vergällen.

Menon hatte sich übrigens schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, dort in der pontischen Ferne dereinst, nachahmend den Brauch von manchen vornehmen und berühmten Athenäern, neben seinem angetrauten Weibe sich noch außer dem Hause eine „Freundin" zu halten, welche durch Schönheit, Geist und Gesang ihm die fröhliche Lebensstimmung erfrischend erhalten sollte.

Es fehlen die Worte, um das Glück zu schildern, welches Chares und Theia empfanden, als sie Beide allein auf dem zierlichen Gespanne mit den prächtigen sikyonischen Rossen dem hochaufragenden Hymettos entgegenfuhren. Theia saß tiefverschleiert neben dem Sclaven, welcher das Gefährt lenkte. Der Himmel lachte im tiefsten Blau hernieder. Ferne konnte man Streifen sehen vom Meere, und am Horizonte schimmerte und flimmerte es im märchenhaftesten Glanze. Und all die Kräuter des wildzerklüfteten Hymettos schienen den Beiden ihre süßesten Düfte entgegenzuhauchen. Hin und wieder kamen sie auf der einsamen Landstraße an kleinen Gewälden vorbei, aus denen ihnen wie zum Gruße der Philomele schmelzende Weisen entgegenklangen. Zu diesen Stunden, auf einer solchen Fahrt vergaßen die Beiden die dunkle Zukunft. Vergangen schien sie wie ein bedrückender Nachtalp aus längst hingeschwundenen Zeiten.

Und Chares, der bisher in echter Männlichkeit versucht, die Schranke aufrechtzuerhalten, welche ihn von seiner Herrin

Theia trennte, hatte sich in sein süßes Schicksal ergeben, wenn er auch in einsam gedankenerweckender Stunde mehr als einmal sich gestehen mußte, daß vielleicht noch mancher mit Liebeslust gefüllte Becher zu trinken wäre, daß aber auch der letzte dieser goldnen Becher dereinst vor ihm dastünde, aus dessen Grunde Gift und Schierling ihm entgegenwinkte.

Schon fuhren sie dahin, in schluchtenreichen Marmorbrüchen, auf schmalem Gebirgspfad. Heißer brannte die Sonne hernieder. Im grünen Schatten eines duftdurchwürzten Gewäldes beschlossen sie Rast zu machen. Gar behende hob Chares das geliebte Wesen vom Wagen und setzte es in den weichen Rasen unter einen weitschattigen Baum nieder. Er spannte darauf die Rosse los, damit sie sich frei umhertummeln könnten, wählte aus dem mitgenommenen Speisekorbe ein Weniges und ließ sich neben ihr nieder. Und nachdem sie das einfache Mahl beendet, hier in dieser menschenleeren und doch wunderbaren Naturwildniß, wobei es an süßen und verständnißinnigen Blicken nicht fehlte, sprachen sie wieder von dem, was schon so oft gesprochen worden ist, und, was ewig wieder gesprochen, ewig wieder lieblich erklingen wird.

Beide gestanden sich unter vielen Küssen und Thränen ihre gegenseitige Liebe.

Die „Hoffnung" des Vaters Laos lag segelfertig auf der oft täuschenden Meerfluth im Peiraieus; ihre Hoffnung aber flatterte dahin, wie eine goldene Biene des Hymettos. Kann Menon nicht durch einen Zufall noch sterben? Kann nicht schon die Parze dem Schiffe den Untergang bestimmt haben an einer wogenumbrandeten Klippe? Und wird es ihm nicht

ein leichtes sein, die Geliebte mit starken Händen an's Meeresufer zu retten? —

Neugierig werden schon die heranschwebenden, thymianduftenden Bienen des Hymettos, welche staunen ob der Eindringlinge in ihren Bezirk, die aber, nachdem sie die Beiden kaum gesehen, wieder summend entfliehen, als ob sie wüßten, daß zwei liebende, glückliche Menschenseelen unter ihnen verweilten. —

Als die Beiden von dem Besuche der Eltern des Laos zurückgekehrt waren und wieder an jene Stelle kamen, wo sie Rast gehalten auf der Hinfahrt, da leuchtete just der Mond im goldigsten Glanze nieder. Chares ließ einen Augenblick die Rosse stille stehen. Die neben ihm sitzende Theia umfassend und sie mit jenem Blicke betrachtend, der unsagbar ist, weil Glück und Leid und Lust und Schmerz zugleich in ihm sich spiegeln, sagte er dann:

„O Theia, jener Stelle wollen wir ewig gedenk sein, wo wir das höchste Glück genossen haben!"

„Genossen haben!" entgegnete sie schwermüthig. Sie lächelte, unter Thränen ihn küssend.

Und weiter rollte das Gespann durch die zaubervolle Mondnacht, während ihnen aus den Sträuchern und Hainen noch lange nachklang die liebliche Flötenweise des Pan und der Waldnymphen geheimnißvolles Geflüster. So seltsam aber erklang dieses Geflüster aus den Sträuchern und leise rauschenden Hainen, als käm' es herauf aus den Tiefen des Meeres.

Sechstes Capitel.

Die Volksversammlung im Hause des Laos.

Welch' ein stürmisches Menschengewoge durchbraust heute das Haus des Laos! Wohl umfangreich ist das Peristyl, umfriedet von vier mächtigen Säulenreihen, allein kaum vermag es die Menge zu fassen, die sich hier versammelt hat. Und sie Alle, die hierher gekommen sind, selbst jene schmutzigen, ärmlichen, lüstern dreinblickenden Ruderer, sind stolz darauf, Vollblutathenäer, Autochthonen zu sein. Sieht man ihnen in's Auge, betrachtet man ihre trotz aller Lebendigkeit und Beweglichkeit immer ruhig würdevoll bleibende Leibeshaltung, so muß man es ihnen schon glauben. Um diese Menschenmenge bergen zu können, hat man die in's Peristyl einmündenden Gemächer geöffnet. Das Haus gleicht zur Stunde einem riesigen Ameisenhaufen.

Sorgsam wachend aber mit einigen Sclaven ging zwischen dieser Menge der reiche Oligarch einher, welcher zwar Besitzer des Hauses war, aber doch dem Vertrage gemäß bis zum Tage der Abreise des Laos ihn im Hause noch mußte wohnen und wirthschaften lassen. Seine Furcht, daß ihm diese Menschen

etwas zertrümmern oder muthwillig beschädigen möchten, war grundlos. Nur selten und dann nie ohne Grund, vergriff sich frevelnd die Hand eines Athenäers an Werken der Schönheit, der Kunst.

Inmitten dieses Raumes stand ein Altar. Auch eine kleine Rednerbühne hatte Laos herrichten lassen; von Sitzplätzen, wie es deren auf der Pnyx gab, nahm er wegen Mangels an Raum Abstand. So sehr dies auch den Altväterbrauch- und Satzungliebenden Mann schmerzte, er mußte sich der Nothwendigkeit fügen.

Die Ceremonie, mit der eine jede Volksversammlung eröffnet wurde, begann. Man schlachtete ein Ferkelchen, als ein Opfer der Reinigung. Ein Priester trug es dann herum und besprengte, da keine Sitzplätze vorhanden waren, mit dem rauchenden Blute des Thieres den Boden an verschiedenen Stellen.

Dieser Priester war übrigens kein Komödienpriester. Läßt sich auch die Richtigkeit seiner Aussage nicht beglaubigen, daß er zum Priestergeschlechte der Eteobutaden gehöre, so zweifelt doch kein Athenäer, und wär' er dumm wie ein Stein, daß dieser arme Schlucker von Priester sich meisterhaft auf die Künste der Mantik verstehe. Er weiß seine Prophezeiungen aus dem rauchenden Blute oder aus dem Fluge der Vögel so doppelsinnig hinzustellen, daß man ihm niemals vorwerfen kann, sie seien nicht eingetroffen.

Blepon aber, so hieß dieser ehrenwerthe Mann, würde sich dem waghalsigen Unternehmen niemals angeschlossen haben, wenn sich nicht in der letzten Zeit allerlei dunkle Gerüchte über

ihn verbreitet hätten. Auf schier räthselhafte Weise war vor kurzer Zeit das wunderschöne, zwölfjährige Knäblein eines armen Athenäers verschwunden. Man hatte aber zuletzt den Blepon in der Nähe des kleinen Ganymedes gesehen, und also, schlossen Einige nicht ganz unrichtig, müßte Blepon zunächst selbst etwas über den Verbleib des armen Knaben aussagen können, Andere wieder meinten, des Namenvetters des Knaben gedenkend, daß in diesem Falle wohl Blepon der Zeus gewesen wäre.

Nachdem dieser Blepon das Reinigungsopfer beendet und dazu ein Rauchopfer auf dem Altare veranstaltet hatte, trat der Herold hervor und sprach ein Gebet, in welches die Menge einstimmte.

Da Menon wie Laos das Amt des Epistates, des Vorsitzenden der Versammlung, von sich wiesen, wählte man jenen Komödiendichter, der sich in Athen für verkannt hielt und in der Ferne die Anerkennung seiner Größe erwartete. Die Verhandlung begann über Anträge, welche schon vorher Laos und Menon mit einigen näheren Bekannten und Theilnehmern des Zuges durchsprochen hatten, indem sie sich so als die „Bule" aufstellten.

Es handelte sich zunächst um die Wahl des Strategen, welcher das Ganze leiten sollte, und die eines Finanzverwalters für die gemeinschaftliche Kasse.

„Wer will zum ersten über die Wahl des Strategen reden?" fragte der Herold.

Menon schmunzelte dabei und sah ironisch lächelnd auf den neben ihm stehenden, gespannt lauernden Laos.

Es erhob sich Einer, welcher beantragte, den Menon zu wählen. In wohlgefügter Rede zählte er die Gründe zu dieser Wahl her. Von vielstimmigem Beifall wurde er oft in seinen Ausführungen unterbrochen. Dieser trat von der Rednerbühne, den Kranz wieder abnehmend, welchen er während der Rede auf dem Kopfe hatte. Noch Andere sprachen zu Gunsten des Menon; immer lauter und lärmender wurde der Beifall.

Laos biß sich vor Aerger auf die Lippen. Gerade dieses Strategenamt verwaltete er am liebsten; galt es doch als das höchste, das ehrenvollste. Der arme Betrogene, er hatte nichts gehört und gesehen von den Abmachungen und Versprechungen des Menon.

Aber die Reihe der Enttäuschung kam auch an den schlauen Gesellen. Er hoffte nämlich, den heimlichen Verabredungen und Versprechen gemäß, in seiner Hand das Amt des Finanzverwalters mit dem des Strategen zu vereinigen. Unmöglich war dies nicht. Hatte doch auch Perikles lange Zeit hindurch beide Aemter zugleich innegehabt.

Doch so thöricht und wahnverblendet die hier versammelte Menge war, so viel Unterscheidungsvermögen und gesunden Menschenverstand besaß sie doch, um dem Laos dieses Amt zu übertragen. „Denn,“ dachten auch diese Kinder der weisen Pallas, „daß Laos von seinem Schatze, seinem eigenen Vermögen etwas unterschlagen werde, ist ein Ding der Unmöglichkeit, so lang er Herr ist seiner fünf Sinne, während Menon — nun man kann nicht wissen!“

Diese Guten! In ihren Augen und in ihrer unbewußten Herzensmeinung blieb Laos immer der Besitzer seiner Talente

und seiner Triere, mochte er noch so oft versichert haben, daß „alles gemeinsam" wäre.

Laos mußte in diesen sauern Apfel beißen, indem er das Amt annahm.

Die Versammlung wurde beendet, nachdem noch einige Redner auf Antrag des Laos zu Geldstrafen verurtheilt worden waren, die er freilich selbst bezahlte, weil sie nämlich, den Myrthenkranz auf dem Haupte, sich nicht würdevoll genug bewegt, andere aber, weil sie eine Rede in gewaltsamer Weise unterbrochen hätten.

Morgen um dieselbe Stunde schwimmen sie schon auf den Wellen des ägäischen Meeres.

„Heil unserer Pallas Athene!" riefen Wenige beim Scheiden.

„Heil dem Laos!" schrieen nur Einige.

„Heil dem Menon, diesem zweiten Prometheus!" jauchzten begeistert die Meisten . . .

Und während Laos daheim saß und überlegte, wie eigentlich Menon ihm den Rang abgelaufen hätte, während er sich schließlich in sein Schicksal fügte, mit dem Troste, daß den Schwiegersohn wenigstens die Ehre der Wahl getroffen, lagen indessen Menon und Einige seiner Freunde bei einer Freundin zu Mahle, lachten, tranken, sangen und ließen sich vortanzen. Laos trug natürlich die Kosten dieses Gastmahles, von dem er nichts wußte. —

Eine neugierige Menge hatte sich am folgenden Tage im Hafen des Peiraieus versammelt. Dicht gedrängt, Kopf an Kopf, wogte sie hin und her, dieses seltsame Schauspiel zu sehen. Schon waren die Theilnehmer an Bord gegangen.

Ein Trompetensignal erklang, dem ein feierliches Schweigen folgte. Auf dem Verdeck tönte von den Lippen des Herolds ein Gebet, in würdigem Ernste sprachen es die Mannschaft, die Genossen und der freudestrahlende Laos nach. Er fühlte sich von einem heiligen Schauer ergriffen, als wenn er in einem Tempel verweilte. Den Aerger über seinen Mißerfolg hatte er längst vergessen; das Benehmen der Mitfahrenden ihm gegenüber bewies genugsam, daß man ihn als den Ersten betrachtete.

Nachdem noch ein Rauchopfer dargebracht, spendete man aus prachtvollen Geräthen; ein ernster, siegesstolzer Paian erscholl; und unter den Klängen dieses Paian entfernte sich langsam die „Hoffnung" aus dem Hafen.

Wie lange noch, und das Schiff ist den Blicken der neugierigen Zuschauer entschwunden. Aber noch immer stehen diese am Strande und schwatzen von dem seltsamen Ereigniß.

Wer ist jener hagere Mann dort mit dem geistdurchleuchteten Antlitz und mit einem ewigen Lächeln auf den Lippen? Es ist Aristophanes, der Dichter der unsterblichen „Vögel". Und was murmelt er vor sich hin? Eben dieselben Worte, welche seiner Zeit so manche Athenäerseele empört hatten:

„Auf, Sterbliche, blindhintappend Geschlecht, Baumblättern im Herbste vergleichbar,
„Ohnmächtige Brut, Bildwerke von Thon, bleichsüchtige, wankende Schatten,
„Eintägiges, fittigeloses Gewürm, traumähnliche Jammergestalten!"

Und wer ist der Andere dort, wegen seiner Scharfsinnigkeit

und noch mehr wegen seines silenenhaften Aussehens stadtbekannt? Er nennt sich selbst den Wahrheitssucher, die Anderen nennen ihn Sokrates, den Sohn des Sophroniskos.

Als er mit einem reichen, jungen Freunde heimkehrte nach Athen, fragte dieser den Weisen, was er von dem wahnsinnigen Unternehmen hielte, der aber entgegnete bedächtig, wie es seine Art war:

Wenn alle diese Menschen da, welche sich jetzt den Meereswellen anvertrauen, um in der Ferne ein Glück zu suchen, was sie hier nicht gefunden zu haben noch finden zu werden glaubten — wenn alle diese Menschen da, sag' ich, nur einen Leib und eine Seele bilden, eine Seele, welche nach dem Reinsten und Höchsten trachtet, dann zweifl' ich nicht, daß auch ihr Unternehmen ein reines und hohes genannt werden kann, das ihnen die Pforten ihres ersehnten Glückes öffnen wird; es müßte denn etwa einen dunklen Götterbeschluß geben, welcher den Menschen verbietet, vom Baum des Lebens die höchste, die beste Frucht zu pflücken."

„Ja wenn!" bemerkte der junge Aristokrat. „Und wonach trachten denn alle diese Menschen? Jeder möchte, daß ihm die gebratenen Drosseln mit Milchkuchen in den Hals fliegen. Das Märchen von der Hühnermilch auf dem fruchtstrotzenden Samos, glaublich erscheint es immer der hungergeblendeten Armuth. Gewiß, unter gebratenen Hasen leben ist besser als ein Hundeleben. Indessen, o Sokrates, so lang es Hunde und Hasen giebt, wird es auch Reiche und Arme geben."

Sokrates hörte auf diese Worte nicht weiter. Leichtes

Reden hatte dieser athenäische Jüngling, welcher nichts von der saueren Kunst der Hände verstand, wie man damit ein paar Obolen erwerben könnte, der es dagegen meisterlich verstand, für ein Gastmahl manche Drachme zu vergeuden.

Schluß.

„Die Fische“.

Längst ist das marmorschimmernde Athen hinter dem in die Ferne segelnden Schiffe versunken. Nur Wenige wandten die Augen zurück, um noch einmal und für ewig sich das Bild der geliebten Stadt einzuprägen.

„Was ist mir Athen noch?“ sprach Laos und blickte zum fernen Horizonte, wo nichts zu sehen war als Meer und Himmel.

Horch, was schallt da oben aus den Lüften her? Die Stimmen von ziehenden Kranichen. Wie lange wird es dauern, und die Winterstürme brechen herein; darum heißt es mit unermüdlicher Kraft rudern, damit die zukünftigen „Groß-Athenäer“ das Festland noch vor dem Untergange der Plejaden erreichen.

Nachdem vor einem der sonnigen Meereseilande im ägäischen Meere kurzer Halt gemacht worden war, ging die Seefahrt weiter gen Norden. Die hochgebordete, lange Triere erschien wie ein Riesenscarabäus, der dahinläuft auf unzähligen Füßen über die dunkel bläuliche Meerfluth. Indem die

Ruder, welche in drei Reihen übereinander aus den beiden Schiffswänden hervorragen, das Meer aufreißen, entstehen weißschäumende Silberstreifen, mit denen die Strahlen der niederlächelnden Sonne ein fröhlich glitzerndes Farbenspiel treiben. Eintönig feierlich erklingt dazwischen zum Taktschlage der Ruder die Weise des Flötenspielers. Staunend fährt ihnen manch Fahrzeug vorüber, welches vom Norden kommt: Wie stolz, wie übermüthig funkelt ihm vom Vordertheile des Schiffes das goldüberkleidete Holzbild der „Hoffnung" entgegen!

Und welch ein frohes Getriebe herrscht auf dem Verdecke des Schiffes! Am Vordertheile ist ein Raum hergestellt, in Form eines Tempels. Dieser Raum, in eine größere und kleinere Hälfte getheilt, gehört den Frauen. In dem kleineren verweilen Chares und Theia. Viele Frauen, namentlich solche, nach deren Geburtsschein und Vermögen man nicht weiter fragte, verweilen auf dem Verdecke und nehmen an den Unterhaltungen der Männer regsamen Antheil. Hier sitzen und lagern Einige und erzählen sich launige Schiffergeschichten, während unser junger Komödiendichter für sich allein abseits von den Andern am Borde des Schiffes steht und in die Fluthen hinabblickt. Als ob ein Blitz über sein Antlitz dahinfährt, verklärt es sich mit einem Male.

„Ein köstlicher Einfall!" — murmelte er jauchzend. „Ja die Delphine" — deren er eben einen herrlichen Schwarm vorüberziehen sah — „sie sollen den Chor meines Festweihlustspiels bilden! O Meister Aristophanes, deine Komödie hieß die „Vögel", die meine soll unter dem Namen der „Fische" von

Zunge zu Zunge gehen und noch bei den spätesten Enkelgeschlechtern Bewund'rung erregen!"

Mit diesen Worten setzt er sich nieder und kritzelt seltsame Zeichen mit dem Schreiberohr auf den Papyros: ein Chorlied der Fische.

Andere wieder lauschen einem Liede der Sappho oder des Alkaios, das von einer Flötenspielerin begleitet wird. Nicht Wenige sehen gespannt zu den mimischen Tanzbewegungen einer Korintherin, die es auch an dieser Stelle nicht verabsäumt, mit ihren dunkeln Feueraugen die Männerherzen umher zu entflammen. Wieder Andere liegen hingestreckt auf dem Verdecke, Würfel spielend und den mit Wasser gemischten Wein aus kleinen Bechern nippend. Aus Aller Antlitz leuchtet siegesfrohe Lust und Freude.

Doch wo sind Laos und Menon? Abseits von der Gesammtheit sitzen sie mit wenigen Auserwählten. Sie fühlen sich schon als Adel, als die Eupatriden des neuen Athen. Gar viel wird über die Einrichtungen der neu zu gründenden Stadt gesprochen. Wie man „alles besser" einrichten müsse als daheim auf der Akropolis. Hin und wieder fallen heftige Streitworte bei Meinungsverschiedenheiten. Laos läßt es an Sticheleien gegen den Menon nicht fehlen, nachdem er erfahren, auf welche Weise Menon die Wahl zum Strategen durchgesetzt habe. Und braust dann Menon wieder heftig auf, prahlend, daß doch er allein der Urheber der ganzen, großartigen Idee sei, daß ihm demgemäß auch die Führerschaft des ganzen Unternehmens gebühre, so duckt sich eingeschüchtert der kleine Laos zusammen und ist gutmüthig genug, dem prahlerischen Wichte zu erklären,

daß ihm nichts ferner gelegen habe, als seinen Schwiegersohn zu beleidigen.

Je näher er seinem Ziele zu sein glaubt, um so mehr hat er sein „Töchterchen" Theia vergessen.

Wenn andere Menschen, die auf den Meereswellen dahintreiben, einem ungewissen Geschick entgegen, sich an Bildern der Hoffnung erlaben oder erschrecken vor den eingebildeten Gespenstern der Furcht, so fühlten Chares und Theia weder Furcht noch Hoffnung. Sie waren in jener glückseligen Stimmung, welche ein unglückliches Liebespaar zu empfinden pflegt, das, nachdem es noch einmal genossen, was sich genießen läßt, mit Freuden aus dieser kalten, selbstsüchtigen, herzlosen Menschenwelt scheiden will . . .

Da Chares immer noch der Sclave des Laos war, und da er es auch immer noch verstand, seine Gefühle zu verbergen über ein Glück, für welches schon Persephoneia die passende Würze suchte, fiel es nicht weiter auf, wenn der schöne Sclave zumeist in der Nähe seiner Herrin verweilte, unsichtbar den Uebrigen im kleinen Gemache.

Man kam in die Nähe der Insel Tenedos. Welche Erinnerungen weckte sie nicht in jedem Hellenenherzen! Einlaufend in den thrakischen Bosporos, gelangten sie von dort in die Propontis. Die Fluthen lagen so bläulich zart, so durchsichtig da, daß man schier den Boden zu sehen vermochte. Und welch' eine herrliche Naturwildniß am Strande! Gefährlich war die Einfahrt in das schwarze Meer, in den Pontos; doch sie glückte. Manch Einer von diesen Athenäern, wohl bewandert in den hellenischen Sagen, gedachte hier der berühmten

Argonautenfahrt; er suchte jetzt vergeblich mit den Augen nach den von Zeit zu Zeit zusammenschlagenden Felsen.

Menon aber sagte triumphirend: „Da seh't, Ihr Freunde, was von den Dichtern zu halten ist. Sie lügen, und wieder lügen sie nur. Auf dem Olympos haben sie einst unsere Götter herrschen lassen, und als wir den Olympos zu Gesichte bekamen, was sahen wir da? Einen Berg, dessen Haupt Schnee bedeckt. Und so ist es mit allen Dingen. Da reden diese Poeten immer, der Mensch solle Maß halten, nicht das Unmögliche wollen, man solle den Titanendrang des feurigen Herzens zügeln! Nein, beim Prometheus, dessen Enkelskinder wir uns rühmen, nur dem Kühnen gehört die Welt, und die Kühnsten dürfen es auch wagen, den Himmel zu stürmen! Mag der Erste fallen, mag der Zeite zurückgeschleudert werden, mögen unendlich Viele zurücksinken in die Tiefen: Einem, und sei er der Letzte, wird der Lorbeer des Sieges, der Thron des Zeus, winken. Hinweg darum mit Angst, Furcht, Muthlosigkeit, Besorgniß, das sind Fabelgeschöpfe der Dichter!"

„Ach wenn sie es nur wären!" seufzte still dazu unser Komödiendichter, während Blepon der Priester, ebenso ausschweifend wie abergläubisch und Götter fürchtend, entsetzt zum klaren Aether hinaufblickte in der Erwartung, daß Zeus ein solches Wort sogleich mit seinem Blitze an dem Sprecher strafen werde.

„Mein Sohn, wie weise hast Du wieder gesprochen," sprach gerührt Laos mit leuchtendem Antlitz. „Ein Protagoras, ein Perikles hätte nichts Besseres, nichts Passenderes sagen können!"

„Erwartetest Du Unweises von mir?" gab hochmüthig Menon zurück. „Laßt mich nur erst auf dem Festlande sein, ihr athenäischen Freunde, dann sollen Euch die Augen vor Staunen aufgeh'n; doch eines muß ich jetzt schon verlangen."

„Und dieses wäre? Sprich nur offen heraus!" fragten und sagten Einige.

„Unbedingten Gehorsam! Unumschränkte, von Euch mir in die Hände gegebene Machtbefugniß!"

Die Anwesenden willigten ein, ohne sich bei diesen Worten viel zu denken. Natürlich, ein Mensch kann weiter sehen als der andere, und wer am weitesten von Allen sehen kann, der ist der Weitsichtigste! Und nur der Spottlaune einer aristophanischen Posse könnt' es einmal einfallen, einen Staat zu zeichnen, in welchem dem Menschen befohlen wird, nur so weit wie seine Mitmenschen sehen zu dürfen!

Unser Komödiendichter aber, welcher Mithörer dieser wenigen Worte gewesen, gedachte der Fabel von dem kranken und wieder gesundeten Wolfe: Ein Hirt hatte einen kranken und hungernden Wolf einmal gefangen. Der Hund wollte den Wolf zerfleischen. Da bat der Wolf den Hirten, ihm das Leben zu schenken, er verspräche ihm, nie wieder seiner Heerde ein Leid anzuthun. Der thörichte Hirt glaubte dem Betrüger und pflegte ihn sogar noch. Zum Danke dafür raubte ihm der Wolf, nachdem er wieder stark und gesund geworden war, jede Nacht das beste seiner Schafe . . .

Die hochmüthige Freude des Laos streifte an's Grenzenlose. Als Vorfeier beschloß er ein glänzendes Festmahl auf dem Schiffe zu geben. Gehörte auch alles, was sich auf dem Schiffe

befand, Allen gemeinsam, so fiel es Niemandem ein, dagegen die Gründe weiser Sparsamkeit zur Geltung zu bringen; blieb doch nach ihrem Gefühle Laos immer noch der Besitzer und freundliche Geber.

Menon verlangte, daß sich auch Theia am Feste betheiligen sollte. Pflegten die Frauen daheim nie oder nur selten bei bestimmten Privatfestlichkeiten an den Gelagen der Männer Theil zu nehmen, so sollte hier eine Ausnahme gemacht werden — ein „Fortschritt", wie Menon sich ausdrückte.

Er begab sich in das Gemach der Theia. Daß diese holde Mädchenblume just, als Menon und Laos eintraten, auf einem weichen Pfühle in reizendster Lage ruhte, ein Lied der Sappho singend, daß Chares zuhörte, ihr zu Füßen traumverloren hingestreckt und ihr in's Antlitz schauend mit wonneverklärten Augen: das erweckte keinen Argwohn im Herzen des Laos: ihn bedäuchte, ihn rührte dieser Anblick ebenso, als säh' er einen großen indischen Jagdhund zu Füßen seines Herrn liegen. Anders Menon. Die verklärt glänzenden Augen des Chares bestürzten ihn. Doch er unterdrückte in seinem Antlitz die Spur einer lange gehegten, nun zur Gewißheit gewordenen Ahnung. Er hätte diesem Sclaven einen Fußtritt geben mögen, er hätt' ihn am liebsten in's Meer geworfen. Nicht minder stieg sein Groll gegen die schöne Tochter des Laos, die ihm nur als Waare gegolten, die er aber gern unbeschädigt übernehmen wollte.

Der Gedanke, daß Jemand und dazu noch ein Sclave, vorher in den nur für ihn bestimmten Liebesgarten einsteigend,

die schönste Frucht für sich gebrochen — dieser Gedanke empörte seine Eitelkeit nur!

Theia entschuldigte sich mit rührenden Bitten, als Laos sein Anliegen vortrug: sie wäre krank, und außerdem scheute sie auch den Anblick so vieler Männer. Der Vater, im Herzen schon nachgiebig, sah den Menon fragend an. Dieser bat sie nun; doch seine Worte klangen wie ein leiser Befehl, prunkvoll aber lieblos. Daher war der Erfolg seiner Beredtsamkeit der gleiche. Um nicht grausam hart zu erscheinen, ließ Menon die Sache auf sich beruhen. Mit wildem Groll, mit dem Gefühle verletzter Eitelkeit verließ er das Gemach, während der glückliche Laos, ihm nachfolgend, noch seiner Tochter zurief:

„O Theia, Theia, bereite mir keine Kümmerniß! Bedenk', er ist der Führer des Schiffes. Wie lange noch und — Dein Vater wird Großvater heißen. Ich bitte Dich; an seinen Augenbrauen hängt jetzt schon unser Geschick wie an den Augenbrauen des Zeus das Schicksal der Welt!"

Der Alte ging. Chares, der sich inzwischen erhoben hatte, neigte sich über die hocherröthete Theia und sagte:

„O Theia, o mein Weib! Dies ist der letzte Kuß!"

„Und der süßeste zugleich," flüsterte sie, ihn fest in ihre Arme schließend. „Wir bedürfen nicht mehr der Rosen und festlichen Myrthen, der Eppich wird uns genügen!" —

Man wollte das Fest auf dem Verdeck feiern. Die Sonne ging schon neigend zur Küste. Ein riesiger Goldbecher, schüttete sie ihren blutrothen Purpurglanz über die Wellen aus. Doch es wich der sanft warme Hauch, welcher bis dahin das Schiff umfächelt hatte; rauhere Winde kamen schnaubend vom Pontos

her. Unter dem Verdecke mußte das Gastmahl veranstaltet werden, in einem weiten Raume, in dessen Nähe Olivenöl und mächtige Waarenballen aufgestapelt lagen. Schnell ward der wenig anmuthende Raum zu einem glänzenden Speisesaal umgezaubert. Das Mahl fand statt in der üblichen Weise. Männer und Frauen lagen da auf buntfarbigen Speisepfühlen. Die heitere bakchische Stimmung stellte sich aber erst bei dem Symposion ein. Flötenmusik erscholl. Tänzerinnen — aus der Mitte des Kreises — gaben ihre mimischen Künste zum besten. Fleißig kreisten die Becher nach rechtsum. Manch geistreiches Skolion flog klingend von Pfühl zu Pfühl hinüber und herüber, indem man sich zur Begleitung des Liedes das Saitenspiel reichte; wer nicht konnte, mußte zur Strafe trinken, was Manchem geschah.

Waren die Meisten bald in jenen Zustand gerathen, den schon der Hellene mit dem Worte „betäuft" kennzeichnet, so waren es Menon und Laos um so mehr, da sie glaubten, auch in solchen Dingen allen Andern vorangehen zu müssen.

„Gesteht, Ihr Freunde, räume Du es mir ein, o Menon," lallte Laos mit etwas schwerer Zunge, „gebührt nicht mir von Rechtswegen die Strategie, die Führerschaft des Schiffes? Was hättet Ihr ohne meine Talente mit Euren paar Obolen ausrichten wollen? Denn wer von Euch wird leugnen können, daß Ihr recht armselige Schlucker seid?"

Ein unwilliges Gemurmel umher; ein bedeutsames Köpfeschütteln, Achselzucken und Winken.

„Ja," entgegnete Menon heftig, bereit vom Pfühl sich zu

erheben, „arm sind wir ringsumher, o Freunde, aber reich an Gedanken, während Du . . .“

Menon schwieg, Laos fuhr fort:

„Während ich, wie Du sagen wolltest oder willst, ein Dummkopf bin, ein Stein? Haha, beim Hunde! O Menon, mein lieber Menon, womit hab' ich von Dir, von Dir gerade diese Undankbarkeit verdient?“

Und Laos weinte . . .

Blepon, dem Priester, gelang es, ihn zu beruhigen und die Beiden auszusöhnen.

Viele Frauen hatten sich inzwischen wieder nach ihren Räumen begeben, nur Jene blieben noch, welche der Hellene sinniger Weise „Freundinnen“ genannt hat.

„Nun verlang' ich auch als Gegenleistung,“ begann Menon nach einer Weile von Neuem, „daß Deine Tochter hergeführt werde und sich hier neben mir niederlasse, um fröhlich mit den Frohen zu sein; denn Euch Allen ist es längst kein Geheimniß mehr, daß sie bald meine Gattin sein wird. Nicht unbillig aber bedeucht es mich, daß sie hier erscheine wie die anderen Frauen. Warum soll *sie* nur eine Ausnahme machen von dem, was wir bestimmt haben? Ich selber will sie auf der Stelle hergeleiten.“ —

Beifälliges Kopfnicken der wenigen noch anwesenden Schönen war die Belohnung für seine Worte. Die Abgeschlossenheit der Theia, ihrem Hochmuth zugeschrieben, hatte schon längst den Neid und heimlichen Unwillen Vieler erregt.

Der trunkene Menon entfernte sich, Laos blieb geruhig liegen. Man lachte und scherzte weiter. Als aber einige Mi-

nuten vergangen waren, und Menon noch immer nicht wiederkehrte, trat ein ängstliches Schweigen ein.

„Er ist doch nicht am Ende über Bord gefallen,“ fragte Blepon der Priester.

„Vielleicht hat ihm einer Meeresnereide liebreizender, schwellender Busen entgegengerauscht und — er fiel hinein!“ meinte scherzend unser Komödiendichter.

Schon wollte Laos, von einer unbegreiflichen Angst befallen, sich erheben und selber nachsehen, schon wollten Andere ihm folgen, als Menon mit einer klaffenden Wunde auf der Wange und mit blutüberströmtem Antlitz hereinstürzte, über den sich eben erhebenden Laos herfiel, ihn am Halse packte und zu Boden warf, unter dem Rufe: „Du Schuft, Du hast es gewußt, Du hast mich betrogen! Chares hat . . .“

Die letzten Worte verhallten unter dem Lärm und wüsten Geschrei, welches nun entstand. Gewaltsam wurden die Beiden getrennt. Menon, ein Tuch vor die Wange haltend, ernüchtert, erzählte hastig, wie schmählich er, ein freigeborner Athenäer, von einem unfreien Sclaven um das höchste Glück betrogen wäre. Er warf dem Laos vor, Mitwisser dieses Geheimnisses zu sein. Laos selber, bei diesen Worten erbleichend, war über seine Tochter empört. Sein Schwur bei den Göttern wurde von Vielen bezweifelt. Die Anwesenden, mehr oder minder vom Wein erregt, trennten sich in Parteien. Laos wollte zur Tochter. Menon hielt ihn zurück. Neues Getümmel.

„Wir wollen den Sclaven hängen!“ schrie Einer.

„Nein,“ sagte Menon, „wir bleiben hier. Erst mit Laos Auseinandersetzung!“

„Laß mich zu meiner Tochter."

„Du bleibst. Erst Auseinandersetzung."

„Menon, Du bist ein Räuber und Betrüger!" —

Die Frauen verließen die hadernden Männer. Auch Blepon der Priester und unser Komödiendichter wollten nicht fürder Zeugen dieses unwürdigen Streites sein, und weil ihre beschwichtigenden Worte nicht mehr gehört wurden, begaben sie sich flüchtend auf's Verdeck und beteten dort zu den Göttern.

Da mit einem Male erklang es schaurig und entsetzlich durch die öde Nacht über die weiten, schweigenden Meereswellen:

„Im Schiffsraum brennt es lichterloh!"

Eine Leuchte war von einem zur Seite stehenden Tische mit diesem zu Boden geworfen worden. Die Rasenden hatten es nicht bemerkt. Als sie es bemerkten, war es zu spät. Die Flamme ergriff bald, wie eine Schlange in riesiger Schnelle, am Boden sich hinwindend, das nahe lagernde Olivenöl. Zu spät, daß die Trunkenen der Schreck nüchtern machte. Sie konnten nur noch sehen und nicht mehr abwehren. Wehklagend stürzten sie auf's Verdeck, wo heulende Weiber ihnen entgegenkamen. Da schoß am Hintertheile des Schiffes die Flamme schon über's Verdeck empor. Wie ein Schiffsjunge kletterte sie die Masten hinan, das Segelzeug zusammenraffend. Die zu Tode Bestürzten sahen nur noch einen rauschenden Flammenschleier, der unter Singen und Klingen ihnen nah und näher mit versengender Glut entgegenwehte.

„Ein Boot!" Man riß das einzige Boot los. Gier und

Hast stürzten das Boot um. Viele ertranken unter den Augen der noch Lebenden, Schreienden, Verzweifelnden.

Laos, endlich frei geworden, eilte nach dem Gemache der Theia, er fand sie nicht, ebensowenig seinen treuen Chares, von dessen Schuld sein Herz sich noch nicht überzeugen konnte. Zum ersten Male begann er seiner Thorheit zu fluchen, seine Eitelkeit zu verdammen. Bald weinend, bald rasend im Raume hier umhersuchend, fand er plötzlich ein kleines Wachstäfelchen auf dem Tische liegen. Er las die Worte:

Es geht durch Meerestiefen auch in's Schattenreich!
Verzeih' uns eine süße Schuld, des Lebens Frucht:
Ach, sühnen konnte diese Schuld der Tod allein!

Gebrochen sank der Vater zusammen und weinte wie ein Kind, nicht mehr fühlend, wie Menon leise herangeschlichen kam und ihm seinen kostbaren Ring vom Finger zog.

Schon hat indessen die Flamme das ganze Schiff umfaßt. Schwarze Schatten sieht man hier und dort wahnsinnig durch dieses Gluthmeer eilen und über Bord stürzend verschwinden. Unzählige Funken fliegen zum Himmel hinauf, als wollen sie ihn entzünden. Die Fluth dringt in den Rumpf des Schiffes und wird Herr des Feuers, und das Schiff versinkt mit einem plötzlichen Ruck in die Tiefen.

Kein Mensch aber vernahm die Worte, welche unser Komödiendichter in wilder Verwünschung ausstieß, als die Wellen über ihn herstürzten. Echolos verklangen die von ihm gesprochenen Verse des Aristophanes:

„Auf, Sterbliche, blindhintappend Geschlecht, Baumblättern im Herbste vergleichbar,

„Ohnmächtige Brut, Bildwerke von Thon, bleichsüchtige, wankende Schatten,
„Eintägiges, fittigeloses Gewürm, traumähnliche Jammergestalten!“

Kein Einziger wurde gerettet, konnte sich retten. Denn so wollten es die Himmlischen, daß, nachdem Chares und Theia nur das Glück im Tode finden konnten, Niemand von den Anderen seinem unerbittlichen Schicksal entrinnen sollte.

* * *

Als am andern Morgen die Sonne über den dunkeln Wellen des Pontos aufging, lag die Fluth so spiegelklar und ruhig, als wäre nichts geschehen; als wäre das grausenvolle Ereigniß der vergangenen Nacht nur ein Dichtertraum gewesen. Aber siehe, was schaukelt dort so verlassen auf den Wellen? Es ist ein Stück Holz — das letzte Trümmerstück der stolzen „Hoffnung“. Der Strom zieht es weiter und weiter, zurück wieder nach Süden, dem ägäischen Meer zu. Am Strande, angetrieben, bleibt es endlich liegen.

Ein Hirt, welcher in der Nähe der Meeresküste seine Schafe weiden läßt, betrachtet schaudernd dieses Ungethüm. Er sieht ein graues Holzbild: Die Nemesis.

Weggeleckt hatte die salzige Meerfluth den Goldglanz; aus der leuchtenden Hoffnung war wieder das graue Schicksal geworden.

Lysis, der Malerphilosoph.

Eine seltsame Aufregung hatte sich seit einigen Tagen der Kunstfreunde zu Delphi bemächtigt. Waren sie vielleicht mißmuthig, unwillig, empört geworden über einen vor Kurzem ausgeführten Beschluß der Athenäer? Als nämlich im Jahre 448 die Lakedaimonier in die linke Stirnseite des ehernen Wolfes, welcher, dem Apollon geheiligt, vor dem herrlichen Tempelgebäude stand, eine Inschrift hatten eingraben lassen, wonach Lakedaimon der Priesterschaft von Delphi das Recht der Promanteia zuerkannte, da thaten die Athenäer auf Anrathen des Perikles ein Gleiches, indem sie auf die rechte Stirnseite des Thieres dieselbe Zuerkennung von Seiten Athens einzeichnen ließen. Aber ein solcher Beschluß konnte die Kunstfreunde Delphi's unmöglich beunruhigen. Verdankten doch gerade den Athenäern die Delphier den Wiederaufbau des abgebrannten Tempels; war doch ein neuer, doppelt glänzend und reich ausgestatteter Bau aus der Brandasche emporgestiegen nur durch die werkthätige Beihilfe des athenäischen Alkmäonidengeschlechtes, das auf mannigfaltige und schlaue Weise schier die ganze Welt veranlaßt hatte, Geldsummen für den

neuen Tempelbau beizusteuern. Und wenn auch schon in diesen Tagen von Lakedaimon aus die Flammen des Hasses und Neides gegen Athen geschürt wurden, das sonnengleich auf der Mittagshöhe seines Ruhmes, seiner Macht und seiner Kunstblüthe stand, so hatten doch die Delphier keinen Grund, gegen Athen aufgeregt zu sein.

Woher kam dieses Mal die Aufregung?

Dort in dem heiligen Lorbeerhain, dem Tempel benachbart, wandeln einige Priester in ihrem langen, weißen Himation langsam würdevoll dahin; sie reden viel und eifrigst miteinander, um schließlich zu sagen:

„Laßt uns noch einmal in die Stoa gehen!"

Andere Bürger, mit langen Stöcken in den Händen, bald im bloßen Chiton, bald im spartanischen Mantel einherwandelnd, sind eben aus der Lesche der Knidier gekommen und haben hier mit erneuter Bewunderung die Gemälde des Polygnotos betrachtet; auch sie sprechen bald von einem anderen Gegenstande und gelangen zu der Verabredung:

„Laßt uns nochmals zu der Stoa der Athenäer gehen!"

So reden Andere an anderen Orten. Und bald hat sich eine neugierige, kunstfreundliche Menge zusammengefunden in der Stoa der Athenäer, welche, dem großen Tempel und dem ihm gegenüberliegenden Theater am fernsten gelegen, sich in der Nähe des berühmten kastalischen Quelles befand.

Um ein Bild drehte sich die ganze Aufregung, die Neugier, die Unterhaltung; vor einem räthselhaften Gemälde hatte sich diese staunende Menge versammelt.

„Seltsam!“ bemerkten Einige, indem sie das Gemälde von Neuem betrachteten.

„Räthselhaft!“ meinten Andere, indem sie, die Köpfe schüttelnd, wie sinnende Träumer bald zur Erde blickten, bald wieder die Augen gedankenvoll auf dem Dargestellten ruhen ließen.

„Doch von einer geheimnißvollen, wundersam das Gemüth überwältigenden Schönheit!“ sagten Alle.

Das Gemälde aber, auf eine große Holztafel hingeworfen, behandelte folgenden Gegenstand:

Ein sich langhinziehendes Rosengewölk, das von silbernen Duftstreifen wie umhaucht schien, über und unter welchem der Himmel im tiefsten Blau zu sehen war, theilte das Gemälde in zwei Hälften, in eine kleine, obere und in eine größere, untere Hälfte. Die untere Hälfte zeigte einen duftigen Wiesenplan. Links vom Zuschauer stand ein mächtiger Platanenbaum, in dessen dämmernder Schattennacht man auf Blumen hingestreckt ein junges Liebespaar bemerkte: ein jugendlich blühendes Mädchen von einfacher Schönheit, mit ruhigen, seelenvollen Augen, saß unter dem Baum im Grünen, während ihr zu Füßen langhingestreckt ein Jüngling lag. Eine unbeschreiblich süße Schwermuth schimmerte aus seinen Augen, die auf das Antlitz der Schönen gerichtet waren. Ein Gewinde von Myrtenblättern, mit Rosen durchflochten, hielt ihm die Hände und Füße wie mit Fesseln umschlungen. Das stumme Augenspiel dieser Beiden war so lebhaft, so lebendig, so natürlich gezeichnet, daß man der Ansicht eines Kunstfreundes beipflichten konnte, welcher meinte: „Diese Augen sprechen! In dieser stummen

Sprache der Augen liegt das ganze Räthsel des bezaubernden Bildes!"

Indessen, um fortzufahren in der Schilderung der unteren Hälfte des Gemäldes, so sah der Zuschauer noch zur Rechten, in wohlgemessner Entfernung von dem Pärchen, einen langen Wanderstock, über dessen Mitte ein breitkrämpiger Reisehut aus grauem Filze lag. Beide waren von Blumen und Gräserhalmen so überhüllt, daß sie kaum sichtbar waren. Daneben lag, den Kopf auf die Vorderpfoten niedergesenkt, ein kleiner Hund, welcher den Beiden den Rücken zukehrte; ruhig lag das Thier da; aber aus seinen Augen sprach eine geheime Unruhe, ein ungeduldiges Warten, ein sehnsüchtiges Blicken in die Ferne.

Insofern man also die untere Hälfte des Bildes für sich allein betrachtete, konnte nur ein Banause etwas Räthselhaftes darin finden. Denn was stellte es anderes dar als einen Jüngling, der, wie Wanderstab und Reisehut andeuten, ein fernes Ziel vor Augen hatte, den aber die Fesseln der Liebe zum Bleiben, Verweilen bewegen? Räthselhaft wurde das ganze Bild erst durch die Darstellung auf der oberen, kleineren Hälfte, die, wie leicht herauszufinden war, mit der ersten Darstellung in innerem Zusammenhange stehen sollte.

Oben in der Mitte sehen wir dasselbe Mädchen wieder, natürlich in entsprechender Verkleinerung. Aufrecht steht die Schöne da, mit thränenden Augen, die Hände weit ausstreckend nach dem Geliebten; statt des rosig blühenden Hauches liegt ein todtenhaftes Weiß auf ihrem verhärmten Antlitz; am Boden rings zu ihren Füßen liegt das Myrtengewinde, aufgelöst und zerstreut in einzelne Blätter und Rosen. Der Jüngling aber,

welchen wir unten gesehen haben, steht mit seinen Füßen nicht mehr auf dem Boden, sondern er scheint sich zu erheben und aufwärts zu schweben; der Jungfrau hat er den Rücken zugekehrt. Seine jetzt so hell, klar und ruhig leuchtenden Augen sind nach aufwärts gerichtet. Ganz oben, links vom Zuschauer, in der obersten Ecke der Tafel, gewahrt man zwischen rosenduftigem Gewölk hindurch, halb sichtbar, halb unsichtbar, das Angesicht einer Gestalt von so überirdischer Schönheit, daß man nicht weiß, ob das Ideal eines Weibes oder einer Göttin dargestellt ist.

Verglich man nun die Liebespaare der beiden Hälften miteinander, so erkannte Jeder auf den ersten Blick, daß beide Mal ein und dasselbe Paar hingemalt worden sei; eben so leicht fühlte auch Jeder den beabsichtigten Unterschied heraus. Dieser Unterschied, welchen der Maler beabsichtigt hatte, ließe sich so am besten ausdrücken: Waren auf der unteren Hälfte der Tafel zwei schöne Körper dargestellt, in die zwei Seelen eingekerkert sind, so sehen wir auf dem oberen Bilde zwei Seelen, denen die leichte, schier unsichtbare Hülle des Körpers anhaftet.

Von solcher Art war das in der Stoa der Athenäer ausgestellte Gemälde, welches seit einigen Tagen alle Kunstfreunde in Delphi in Aufregung versetzt hatte.

„Und wie heißt der seltsame Maler?" fragte ein Lakone, der zufällig anwesend war.

„L y s i s aus L e s b o s," entgegnete ein neben ihm stehender delphischer Priester. „Lies da auf dem Bilde unten am Stamm der Platane den Namen des Künstlers!"

„Lysis? Ich habe niemals den Namen vernommen. Und wie kam sein Gemälde hierher in die Stoa der Athenäer?"

„Er selbst hat es nach Delphi gebracht," erwiderte der Priester.

„Also war Lysis in Delphi? Und vielleicht verweilt er selber noch hier? O die Bekanntschaft dieses Mannes möcht' ich machen, um zu erfahren, was er mit dem Bilde habe sagen wollen. Denn des Gemäldes Sinn ahne ich, aber mir fehlen die Worte, um meine Ahnung begreiflich zu machen. Ob er noch hier verweilt?"

Alle schwiegen. Alle hatten bisher vor dem Gemälde dessen Maler vergessen. Nur ein Athenäer konnte einige Auskunft geben, indem er erzählte:

„Als ich auf dem heiligen Wege von Athen nach Delphi wandelte, im Begriffe, für mein Haus ein Orakel zu holen und zugleich dem Apollon den goldenen Haarschmuck meines ältesten Sohnes zu weihen, begegnete ich unterwegs einem Manne, welchen vier Sklaven in einer Sänfte trugen. An ihm vorübergehend, begrüßt' ich ihn theilnahmvoll, da ich sah, daß er ein leidendes, todtkrankes Aussehen hatte. Mit matter Handbewegung gab er mir einen Wink, mich ihm zu nähern. Er fragte unter Aechzen und Stöhnen, vom Husten vielfach unterbrochen, ob die Reise nach Delphi noch weit wäre; er fragte noch einiges andere; ich ertheilte ihm gern die gewünschte Auskunft. In einer Herberge machten wir Rast. Er erzählte mir, daß er aus Lesbos herüber die schwierige Seefahrt gewagt hätte, um wegen eines belästigenden Brustleidens, das er für unheilbar wähnte, das delphische Orakel zu befragen, einen

Priester zumal, dessen Ruf als Heilkünstler bis zu seiner Heimatsinsel gedrungen; er verspräche sich zwar nicht viel von dessen Rathe, aber er wollte seinen Freunden gegenüber nicht leichtsinnig erscheinen, ein Verächter des eigenen, von den Göttern verliehenen Daseins. Er hätte sogar die Bäder in Adepsos auf Euböa gebraucht. Vergeblich. Es wären schon mehr als zwei Drittel seines nicht unbeträchtlichen Vermögens geopfert, allein das Geld wäre verschwunden, das Uebel geblieben. Unter den größten Schmerzen hätte er sein letztes Bild gemalt, das wohl sein letztes sein werde. Er dächte es zum Danke dem Tempelschatze von Delphi zu widmen, nachdem er es zuvor einige Zeit in der Stoa der Athenäer ausgestellt hätte.

„Indessen an einer, am Wege gelegenen Herberge mußt' ich von Lysis, meinem kranken Reisegefährten, mich wieder trennen. Seine Krankheit nöthigte ihn, zurückzubleiben. Da mir meine Geschäfte keine Muße gestatteten, verlor ich ihn aus den Augen. Weil nun das Bild hier ausgestellt ist, ist meiner Meinung nach auch anzunehmen, daß der Künstler hier noch irgendwo verweile. Wie wäre es, wenn wir uns aufmachten und nach dem Orte erkundigten, wo er eingekehrt ist? Wofern der Maler Lysis noch *lebt*, wird *er* uns am ehesten und besten erklären können, was er mit seiner Darstellung habe sagen wollen."

Dieser Vorschlag fand den einstimmigen Beifall des kleinen, auserlesenen Kreises; es war sonderbar, daß noch Niemand früher darauf gekommen war.

Durch die Hilfe eines Priesters und einiger stadtkundiger

Marktaufseher war es ihnen bald gelungen, den Aufenthalt des Kranken ausfindig zu machen. Allein hier angekommen, fanden sie den Künstler nicht mehr anwesend. Es wurde ihnen der Bescheid, daß Lysis, nachdem er die Nacht zuvor einen heftigen Bluthusten glücklich überstanden, am Morgen darauf trotz seiner Schwäche den Wunsch zu erkennen gegeben, noch einmal nach dem Parnassos hinaufgetragen zu werden; nur der reine Aether, hätt' er gemeint, könnt' ihm noch einige Stunden des Lebens fristen, und müßt' er sterben, so stürbe er gern am liebsten im Anblick vom ganzen, geliebten Hellas.

Die Gesellschaft machte sich wieder auf den Weg, um den Künstler auf dem Parnassos zu suchen. Schon leuchtete ihnen von ferne die untergehende Sonne entgegen, welche den schneeumhüllten Gipfel des Musenberges umglühte. Nachdem sie eine tiefe Thalschlucht durchwandelt hatten, zu deren beiden Seiten nackte, weißschimmernde Felswände steil aufragten, stiegen sie auf wohl geglättetem Pfade dem Gipfel entgegen. Sie waren kaum eine Weile gegangen, als sie ein kleines Plateau erblickten, in dessen Mitte eine Platane von gewaltiger Höhe einsam dastand. In ihrem Schatten lag ein Mann, in welchem der Athenäer sogleich seinen Reisegefährten, den Maler Lysis, wiedererkannte. Die Sclaven, welche den Bejammernswerthen hinaufgebracht hatten, lagen nicht unfern von ihm nahe der Felsenwand am Boden hingekauert, wie große Hunde, theils schlummernd, theils gedankenlos die Blicke nach der Stadt hinabsendend.

Auf einem weichen und schnell aus Schaffellen herbereiteten

Lager ruhte der Maler, den Kopf ein wenig erhöht, über dem Chiton noch ein schwerwollenes, durch den Staub und die Sommerhitze vergrautes Himation tragend. Ueber die Füße und die Brust hatten ihm die Diener eine prachtvolle Purpurdecke aus feinster milesischer Wolle gebreitet. Die frische Gebirgsluft, der Anblick der untergehenden Sonne schienen ihm wohlzuthun. Die den Gebirgspfad emporklimmenden Wanderer hatte sein adlerscharfes, ungetrübtes Auge schon von Weitem bemerkt. Ein Lächeln umflog sein Antlitz; eine geheime Ahnung ließ ihn errathen, warum die Wanderer gekommen.

Als die Verehrer seines Bildnisses näher gekommen waren und nun schweigend ihn umstanden, indem Jeder sich scheute, das erste Wort zu sprechen, begann er zuerst mühsam und doch mit jenem freundlichen Lächeln, welches in uns die Theilnahme für einen Kranken nur noch erhöht, die Worte hervorzubringen:

„Ihr lieben Freunde sucht den Maler Lysis aus Lesbos, welcher seit Kurzem in der Stoa der Athenäer ein Bild ausgestellt hat? Nicht wahr?"

Die Anwesenden nickten stumm mit dem Kopfe.

„Ich weiß auch, warum Ihr gekommen seid. Mein Bild ..." Er wollte weiter fortfahren, ein neuer Hustenanfall hinderte ihn daran. Schnell sprang einer der Anwesenden, es war ein Priester des Apollon, hinzu, beklopfte ihm den Rücken, erhob ihn ein wenig und legte ihn dann in anderer Lage wieder sanft hin. Der Anfall war vorübergegangen, und nach einer geraumen Weile konnte der Maler wieder beginnen:

„Dir, o Priester, trag' ich auf, Ihr Anderen mögt Zeugen

sein, daß ich mein letztes, augenblicklich in der Stoa der Athe-
näer ausgestelltes Gemälde dem Tempelschatze von Delphi ver-
mache. Obwohl mir auch in Delphi Niemand, Niemand ein
Heilmittel für Linderung meines Brustleidens geben konnte,
so will ich mich damit begnügen. Auch das Schweigen ist
eine Antwort. Es ist oft die letzte, öfter die beste Antwort.
Ich weiß, ich werde sterben. Vielleicht bald, vielleicht noch
heute. Ich will versuchen, Eure Neugier, liebe Freunde,
wenn ich Euch so nennen darf, zu befriedigen.

„Schon frühe wandt' ich mich von dem üblichen Pfade
meiner Kunstgenossen ab. Ich malte nicht Schlachten, nicht
Heroen, nackte Schönheiten oder alltägliche Geschichten des ge-
wöhnlichen Lebens, sondern darzustellen versucht' ich, was nicht
bloß die Augen erfreuen, die Sinne kitzeln oder die Eitelkeit
schmeicheln, sondern den Geist zu tieferem Nachdenken anrei-
zen sollte. Wie den Menschen bei dem Anblick der Natur,
der Werke des Zeus, ein geheimer Schauer erfaßt, vieles ihm
dunkel, manches für immer unverständlich bleibt, so, dacht' ich
mir, sollte die Wirkung meiner Kunstwerke sein. Dazu kam,
daß ich von Natur etwas ernst und schwermüthig war, vielleicht
allzu ernst, als hellenischer Sinn es verstatten mochte. Wenn
auch von Hause aus wohlhabend, so stand mir doch in den
kleinen Zufälligkeiten des Lebens die Göttin des Glückes nur
selten zur Seite. Hatt' ich mir auf morgen einen Spaziergang
mit einem Freunde verabredet, so konnt' ich sicher sein, daß
es am andern Tage so mächtig regnete, als ob der Himmel
nachstürzen sollte. Dieser angeborne Ernst meines Wesens
wurde noch vertieft durch ein Ereigniß, welches in meine rei-
fere Knabenzeit fiel. Einem erwachsenen Freunde war ich

herzlich und aufrichtig mit Leib und Seele zugethan. Er pflanzte mir in's Herz die Achtung vor allem Hohen und das Streben nach allem Hohen. Als wir eines Tages am Meeresstrande auf unserer Insel spazieren wandelten, gelangten wir zu einer scharfen, in's Meer hinausragenden Klippe; dort standen wir Beide, und er, mit zärtlichen Blicken mich ansehend, sagte: „Glaubst Du wohl, o Lysis, daß ich mich aus Liebe zu Dir von dieser hohen Klippe in's tiefe Meer hinabstürzen könnte?" Ich sah ihn zuerst erschrocken an. Dann lachte ich und machte allerlei Scherze. „Erst das ist wahre Liebe, wahre Hingebung!" meinte er. Ein Wort gab das andere. Genug, ehe ich ihn noch daran zu hindern vermochte, war mein Freund mir zur Seite verschwunden. Ich konnte von dem Felsen nur noch hinabsehen, in die Fluth, welche weißschäumend gegen den Fuß des Felsens anbrauste.

„Dazu kam, daß sich bald ein neues Leiden bei mir einstellte: Kurzathmigkeit und sonstige Fehler der Lunge. Schon oftmals glaubt' ich ersticken zu müssen. Wahrlich in solchen Stunden gewährte weder Kunst noch Philosophie einen Trost. Erwägt daher, was ich in den Augen der Menschen gelitten habe, und dennoch, so ernst und so schwermüthig ich erscheinen mochte, tief in meinem Herzen webte eine still heitere, gleichsam leidselige Ruhe; in mein Schicksal ergeben, hatt' ich für alles, was kam und kommen mußte, nur ein stummes Ja!

„Da ich mich durch meine angeborene Natur und die auf sie einwirkenden Lebenserfahrungen, wie ich schon erwähnte, von dem Wege meiner Kunstgefährten abgewandt hatte, wurde ich bald der „Malerphilosoph" genannt. Wenn in dieser

Bezeichnung ein Tadel enthalten ist, trag' ich ihn gerne. Den Vorwurf der Dunkelheit, der Unverständlichkeit hab' ich immer widerlegen können, da wo ich persönlich zugegen war und dem Tadler oder dem rathlos stehenden Betrachter meine Idee auseinandersetzen konnte. Ja selbst meine Gegner schieden nach solcher Erklärung meist als begeisterte Freunde von mir. Nur meine eigenen Kunstgenossen, wie natürlich, wollten nichts von dieser „neuen" Richtung, dieser Vermengung von Poësie, Philosophie und Malerei wissen, wie sie sagten. Wie oft mußt' ich nicht unter Lächeln mit ansehen, wie sich Viele nach meinen Auseinandersetzungen die Hand vor den Kopf stießen und sagten: „Wie einfach! Das hätt' ich auch finden, auch *sehen* können!" Sehen können, das war das richtige Wort. Sehen wir bloß mit den Augen? Ob ein Mensch, der kein Gehirn hätte und kein Herz, wohl auch „*sehen*" könnte? Die Augen sind zwei Spiegel, in Wirklichkeit sieht nur das eine, innere, unsichtbare Auge des Geistes!

„Ich wäre nun im besten Zuge, Euch, wackere Verehrer meiner Kunst, einige freundliche Scheltworte mit auf den Weg zu geben. Aber ich will auf dieses Bild kommen und wieder in altgewohnter Weise den eigenen Dolmetscher machen. Daß mir die Darstellung der bloßen körperlichen Schönheit in besonderem Grade gelungen sei, werdet Ihr Alle mir einräumen. Jetzt aber sollt Ihr staunen über Euere eigene Unwissenheit, Langsamkeit und *Kurzsichtigkeit* des *Geistes*, wenn ich Euch auseinandersetze, was ich gewollt habe, und was ich nach meiner Meinung mit den einfachsten Mitteln erreicht habe."

Es war jetzt so still im Kreise geworden, daß man den

Flug eines vorüberschwirrenden Käfers hätte vernehmen können, wenn nicht das Röcheln und Stöhnen des Kranken lauter und beängstigender geworden wäre. Unwillkürlich drängten sich die Anwesenden näher an das Lager. Seine Augen begannen aufzuleuchten. Lysis blickte nicht mehr die rings um sein Pfühl Stehenden an, sondern wie verklärt in den blauen Himmel hinein. Die beiden Hände weit in die Lüfte ausbreitend, mit halbem Leibe sich aufrichtend, weit den Mund öffnend, sprach er mühsam die beiden einzigen Worte:

„Des Menschen . . .“.

Dann sank er wieder zurück. Der Odem war ihm ausgegangen. Auf seinem marmorweißen Antlitz lag die heitere Stille des Todes. —

Längst waren die irdischen Reste des beklagenswerthen Malers der Mutter Erde anvertraut worden. Die Neugier war nicht gestillt worden. „Des Menschen!“ diese beiden Worte hatten wohl alle Anwesenden aus dem Munde des Sterbenden gehört und auch wahrgenommen, daß der Künstler nur einen Redesatz begonnen habe, an dessen Ausführung ihn der eintretende Tod gehindert hatte. Ihrem eigenen Urtheile blieb es überlassen, sich die fehlenden Worte zu ergänzen. Und so konnte man wieder ebenso viele Urtheile vernehmen, als Köpfe zählen.

Auf Befehl aber einiger hochgebildeter Priester von Delphi, die nicht bloß in Aegypten, sondern auch bei den Chaldäern gewesen waren, wurde das Bild des Lysis im Lorbeerhain unter einer schützenden Nische aufgestellt. Diese Priester mochten den tiefsinnigen Ernst, das räthselhafte Mysterium einer

Darstellung ahnen, die der Künstler den blöden Augen preisgab und doch wieder so, daß sie ein Räthsel blieb.

Allein nur vierzig Tage lang erfreute sich der heilige Hain des kostbaren Besitzes. Denn als sich eines Nachts ein furchtbares Ungewitter über Delphi zusammengezogen hatte, und aus schwarzem Gewölk Blitz um Blitz herniederschoß, verschonte es zwar den Tempel und den Lorbeerhain, doch als aber ein Tempeldiener in die grüne, frische Waldesstille hineintrat, sah er schaudernd, daß die Holztafel mit dem räthselhaften Bilde mitten durchgeborsten, gänzlich verkohlt und schwarz geworden sei. Und dieser Tempeldiener sprach zu sich in seiner thörichten Einfalt:

„Die Himmlischen wollen nicht, daß der Mensch ihre Geheimnisse antaste. Daß Zeus selbst mit seinem Blitze dieses Bildwerk vernichtete, scheint mir ein deutlich sprechender Wink des schicksalführenden Gottes!"

Die höher gebildeten Priester aber und die Kunstfreunde Delphis bedauerten einstimmig den Verlust des herrlichen Bildes.

Die eleusinischen Mysterien.

Auf seinem kleinen, aber für ihn einträglichen Landgütchen in der Nähe des heiligen Eleusis wohnte einmal ein gewisser Lysippos. Aus dem Peloponnesos eingewandert, hatte er sich hier als Metoikos niedergelassen. Ein sonderbarer Zufall veranlaßte ihn nämlich vor Jahren, seine arkadische Bergheimat aufzugeben. An dem Tage, wo er die väterliche Bauernwirthschaft übernehmen wollte, zog sich über dem auf der grünenden Bergeshalde so freundlich daliegenden Hause ein dunkles Gewitter zusammen. Ein Blitz, welcher auf das Haus niederschoß, setzte nicht bloß das Haus in Brand und die benachbarten Stallungen, sondern tödtete auch seine greisen Eltern. Da nun schon seinen Urgroßeltern dasselbe Unheil an demselben Orte widerfahren war, ja auch schon deren Ureltern nach einer sich in der Familie forterbenden Sage, so glaubte Lysippos, daß auf diesem Besitzthume eine ungesühnte Schuld liegen müsse. Er beschloß auszuwandern. Es gelang ihm, für einen Spottpreis Grund und Boden und die beweglichen Ueberreste an einen der Nachbaren zu veräußern; zu diesem Gelde kam noch ein kleiner Silberschatz, aus der Brandasche

gerettet, der von Geschlecht zu Geschlecht vergrößert worden war, soweit ihn eben fleißige Bauernhände zu vergrößern vermögen. Die Summe reichte hin, um sich im fremden Lande ein kleines Gut zur Bewirthschaftung zu kaufen. Das Glück schien dem armen Lysippos in seiner neuen Heimath günstig zu sein. Schon konnte er darauf sinnen, einen neuen Silberschatz anzulegen, wie es einst seine Väter gethan. Eine kleine Truhe stand in seinem Thalamos, in welcher er den Schatz bewahrte. Diesen Schatz zu vergrößern, wie es einst seine Väter gethan, war seine vornehmste Sorge, seine höchste Leidenschaft, obwohl er sonst mäßigen und ruhigen Charakters war.

Trotz der neuen Umgebung, in welcher er jetzt lebte, trotz der athenäischen Luft, welche er schon seit manchen Jahren einathmete, war er in seinem Wesen unverändert geblieben: der gutmüthige, derbe, etwas einfältige, gedankenschläfrige, im Uebrigen arbeitsame Sohn seiner Bergheimath Arkadien. Ihm waren die ewigen Parteikämpfe, welche auf der Pnyx in Athen ausgefochten wurden, nicht bloß gleichgiltig, sie waren ihm sogar unverständlich. Mit dem Leben seiner Felder, seiner Weinberge, seines Frucht- und Gemüsegartens war sein Herz inniger verknüpft als mit dem unruhigen Treiben der immer beweglichen, immer schwatzenden Athenäer, über welche er einmal staunend äußerte, daß, wenn er so viel reden würde wie Jene den Tag über, ihm zum mindesten zwei Zungen im Munde hängen müßten. Was Perikles im vergangenen Jahre „wieder Großes“ errungen hatte, oder was gar Neues und Herrliches Pheidias und seine Genossen auf der Akropolis ge-

schaffen, wußte er nicht; ihm gefiel ein schlichtes, grinsendes Holzbild seines Heimathgottes, des ländlichen Pan, besser als all der gleißende Marmor. Fragte man ihn aber, wie viel ihm seine letzte Weinlese eingebracht, so wußte er bis in die kleinsten Einzelheiten genau Bescheid darüber zu geben. Er verkehrte wenig mit seinen athenäischen Nachbaren. So war Lysippos ungefähr in die Mitte seines Lebens gekommen. Er fühlte wie alle Menschenkinder und Thiere den dunkeln Trieb in sich, sein Geschlecht fortzupflanzen. Das Weib dazu war ihm nicht so wichtig als der Besitz der Kinder, denen er außer Hab und Gut auch seinen Silberschatz vererben konnte. Wider Erwarten hatte er es nicht nöthig, lange bei seinen Nachbaren umherzufragen nach einer passenden Wahl.

Kallistrate hieß das mühelos gewonnene Mädchen, welches er unter den üblichen Bräuchen seinem Herde und Lager zuführte. Sie zählte zwanzig Jahre und stammte aus einer vornehmen, sehr heruntergekommenen Familie: ihr Vater hatte das leichtsinnige Treiben des Großvaters büßen müssen. Der hatte nur soviel hinterlassen, daß der Vater der Kallistrate sich nach Eleusis zurückziehen und dort kümmerlich von dem Ertrage eines hinterlassenen Gütchens ernähren konnte. Da ein Unglück nie allein zu kommen pflegt, so war er vom Geschick auch noch überreichlich mit Töchtern gesegnet worden. Er hätte sich ihrer bei der Geburt auf's bequemste entledigen können, indem er sie aussetzte; allein sein Herz widerstrebte dieser barbarischen, wenn auch gesetzlich gestatteten, doch nur selten ausgeführten Sitte. Er ließ es sich gerne gefallen, wenn man ihn nur immer nannte: „Der mit den vielen Töchtern“.

Daher kam es ihm wie ein Geschenk der Himmlischen, daß ihm auf diese Weise wenigstens Eine von ihnen und zwar die Aelteste abgenommen wurde. Wenn auch der Arkader im Uebrigen in's Geld vernarrt war, so begnügte er sich dieses Mal mit der vornehmen Abkunft seines Weibes. Kallistrate aber war nicht bloß eine ländliche Schönheit zu nennen, sondern mancher Bildner zu Athen, wenn er sie einmal erblickt, hätte sie sich gewiß als Modell gewünscht für irgend eine Aphroditestatue. Obwohl in der größten Zurückgezogenheit bisher lebend, ferne von jedem männlichen Verkehr, nur mit ihren Schwestern im Frauengemache zusammen, so schien gerade sie von dem Großvater das fröhliche Herz und den Hang zu leichtsinnigen Vergnügungen geerbt zu haben. Der lange, dumme Arkader war ihr der rechte Bissen.

Kallistrate hatte bald die Charaktereigenschaften ihres Mannes kennen gelernt. Seine Geistesträgheit befriedigte sie nicht. Obwohl er wie ein Herakles anzusehen war, so hatte sie doch ihre geheimen Gründe, ihn zu verachten. Denn wenn er den Tag über im Felde oder in dem Weingarten oder in seinem Frucht- und Gemüsegarten sich aufhielt, hier bald befehlend, dort wieder selber mit Hand anlegend, so suchte er Abends ermüdet nur sein Lager auf, um im stärkenden Schlummer Erholung von seiner schweren Arbeit zu finden. Liebkosende Scherzworte hörte sie selten aus seinem Munde. Das junge Weib fühlte sich einsamer, verlass'ner als früher.

Kallistrate war auch in die eleusinischen Mysterien eingeweiht worden. Wenn dieses Fest sich nahte, empfand sie immer eine gewisse Aufregung; war es doch für sie die einzige Ge-

legenheit im Jahre, wo sie fremde, andere Gesichter sah. Als sie wieder einmal an diesem, jährlich sich wiederholenden Feste theilnahm, als sie mit dem Zuge auf der heiligen Straße von Athen nach Eleusis wallte, nach dem Tempelheiligthume der Demeter, da war bei dem Scheine der Fackeln ihre Schönheit von einem eleusinischen Priester nicht unbemerkt geblieben. Dieser, welcher zugleich ein kleines Landhaus in der Nähe von Eleusis besaß, war schnell von Liebe zu dem schönen Weibe entbrannt.

„Welch ein prächtiges Figürchen!" schmunzelte er vor sich hin, indem er lüstern die im Zuge Vorüberwandelnde betrachtete, „viel zu schön, um ein schlichtes Bauernweibchen zu sein."

Ort und Stunde fanden sich bald, um mit ihr einige Worte zu wechseln. Mochte nun durch den Liebesantrag eines so hochgestellten Mannes ihre weibliche Eitelkeit geschmeichelt sich fühlen, mochten noch andere Gründe von Gewicht hinzukommen, genug, die Beiden verabredeten sich, ein Stündchen nicht der Demeter, sondern der goldenen Kypris zu weihen.

„Im Grunde genommen," meinte der Priester, „ist es derselbe Dienst; nur andere Masken werden aufgesetzt; andere Geberden gemacht."

Ein schlauer Plan wurde geschmiedet, zu welchem die bäurische Einfalt des Lysippos der Amboß sein sollte. Der eleusinische Priester zog einen verschmitzten Tempeldiener in sein Liebesgeheimniß, da er seiner zur Ausführung des Planes bedurfte. Der Tempeldiener, angestachelt durch die Drachmen, welche ihm in Aussicht gestellt wurden, legte sogleich seine Fangnetze aus. Schier harmlos ging er am anderen Morgen

am Gute des Lysippos vorbei, den er just auf seinem Acker umherwandeln sah. Er machte eine wunderliche Handbewegung, welche nur dem Eingeweihten verständlich sein konnte. Als Lysippos ihn mit großen Augen ansah und nichts erwiderte außer den landesüblichen Gruß, meinte der schlaue Tempeldiener, er hätte geglaubt, einen Eingeweihten vor sich zu haben; dann hielt er ihm einen größeren Vortrag über die Vortheile der Einweihung; wie erst Diejenigen, welche das heilige Licht von Eleusis geschaut hätten. wahrhaft göttergesegnet würden und mancherlei sähen und wüßten, was dunkel für immer den andern Sterblichen bliebe. Und so schwatzte er noch viel Wunderliches, Seltsames, Unglaubliches, die Neugier Anstachelndes, daß der Arkader nichts sehnlicher wünschte, als der Weihen theilhaftig zu werden.

„Aber wie kann ich das?" fragte er dann wieder. „Ich bin ein Fremder."

Der Tempeldiener überlegte; einen Priester hatte er sich eingefangen; er wollte auch dem Bauern noch einige Obolen ablocken.

„Eingeweiht kannst Du freilich nicht werden," sagte er zögernd mit recht betrübtem Gesichte, „indessen wenn Du" — und sein Gesicht klärte sich wieder auf — „indessen wenn Du etliche Drachmen, so dreißig oder zwanzig ..."

„So viel geb' ich nicht, kann ich nicht geben!"

„Nun wenn Du einige Obolen —"

„Sagen wir zwei ..."

„Gut, wenn Du also zwei Obolen zu opfern bereit bist, in meine Hand natürlich, so will ich es schon ausnahmsweise

übernehmen, Dich heimlich und wider den Willen der Priester einzuführen. Was kommt es schießlich auf die Einweihungsbräuche an? Olive bleibt Olive, ob sie ein Reicher oder Armer, ein ehrlicher Mann oder ein Straßendieb in Händen hält. Hauptsache bleibt, daß Du das heilige Licht von Eleusis schauest, mein lieber Lysippos; doch mußt Du mir zuvor bei den Unterirdischen schwören, niemals mich, Dich und unser Geheimniß zu verrathen."

Lysippos überlegte. Ob er auf diese Weise errathen werde, welche ungesühnte Schuld auf seinem Hause liege? Der Gedanke, daß einst auch seinen Kindern, auf deren Ankunft er freilich noch wartete, wieder der Blitz alles mühsam Erworbene könne in Flammen aufgehen lassen, war ihm so furchtbar, beängstigte seine blinde Einfalt dermaßen, daß er vor Allem Aufklärung haben wollte: deren Art und Weise waren ihm gleichgültig, wenn nur sein Silberschatz darunter nicht litt.

„Du sollst sie haben," entgegnete der Diener, welchem Lysippos sein Lebensgeschick in der üblichen Weise erzählt hatte, indem er das Wichtigste überging, unbedeutende Einzelheiten dagegen wie ein Maler des Kleinlebens sorgfältigst ausmalte. Dem wenn auch ungebildeten, so doch mit Mutterwitze begabten, pfiffigen Diener war als echtem Athenäer sogleich dieses eine klar, daß in der Familie des Lysippos Geiz und Geldgier sich zu einer Art von Wahnsinn ausgebildet hatten.

Nachdem sie sich verabredet hatten, noch am selben Abende vor dem Lorbeerhaine des Demetertempels zusammenzutreffen, schieden sie von einander, während Lysippos sich noch das Versprechen abnehmen ließ, nichts seinem Weibe sagen zu wollen.

„Eher würd' ich es meinem Lieblingsstiere vertrauen, als der" — meinte er und lachte über seinen groben Einfall.

Kallistrate aber erfuhr heimlich durch eben denselben Tempeldiener das Nähere; auch der Priester wurde in Kenntniß gesetzt, und Beide, der würdige Priester wie das leichtblüthige Weibchen, wiegten sich in der Hoffnung, daß schon diesen Abend die erste Nacht der aphrodisischen Mysterien beginnen werde; Kallistrate mußte sich sogar in Acht nehmen, daß ihr Mann keinen Argwohn hege; so froh war sie, daß sie kaum ihre Freude verbergen konnte; während Lysippos höchst geheimnißvoll that, sich wenig um sie kümmerte, und wenn er sie sah, nur von dem Gedanken erfüllt war:

„Ob sie mir wohl etwas anmerkt?"

Der Tempeldiener hatte seinen zwiefachen Lohn in Händen. Als die Dunkelheit des Abends sich nahte, stellte er sich vor dem Hain auf, welcher den Demetertempel umgab, und erwartete seinen neuen Freund. Dieser fand sich auch bald ein, bei jedem Schritte scheu und geheimnißvoll um sich blickend. Nun befand sich aber der Schlüssel, welcher zum Innersten des Tempels führte, stets in den Händen des Oberpriesters, wovon natürlich Lysippos nichts wußte; als daher der Diener ihm mit bestürzten Mienen erzählte, er habe in der Eile den Schlüssel vergessen, er werde ihn sogleich holen, war der Bauer einverstanden, so lange zu warten.

Der Tempeldiener hatte Zeit gewonnen; er glaubte, wenn zurückgekehrt, den Arkader durch neue, klüglich ersponnene Listen bis zum Morgen hinhalten zu können. Er hielt sich für zu schlau, und er war zu schlau, als daß ihm dieses nicht ge-

lungen wäre, wenn nicht Hera und Demeter selber, die erzürnten Göttinnen, Mitleid mit dem armen Arkader gehabt hätten.

Ruhig wandelte er vor dem Haine auf und nieder. Wolken hatten bisher den Himmel verdunkelt; diese zogen vorüber: Golden stand das Mondlicht über dem Tempel, der wundersam aus dem weichen Grün des Haines hervorleuchtete.

Da glaubte Lysippos, von ferne das Gebrüll eines Stieres zu hören; zugleich fiel ihm ein, daß eines seiner Lieblingsthiere, der rothe „Pan", krank im Stalle niederläge. Sollte sein armer, rother „Pan" so laut gebrüllt haben, daß es bis hierher ihm in's Ohr drang? Ein neues Gebrüll aus der Ferne ließ sich vernehmen, bestimmter und deutlicher als das erste Mal. Die Sorge um sein liebes Vieh unterdrückte in diesem Augenblick jeden andern Gedanken in ihm. Als wenn ihm ein unsichtbarer Dämon im Nacken säße, eilte er seiner Behausung wieder zu, wenig das Gebell eines Hundes beachtend, der, aus einem Gehöfte stürzend, hinter ihm herstürmte: Ein kräftiger, nach hinten ausgeholter Fußtritt, und der Köter, sich einige Male überschlagend, hinkte blutend und wimmernd nach seinem Gehöfte zurück. Das arme Thier, es gehörte dem eleusinischen Priester! Aber warum ließ es den Lysippos nicht unbehelligt seines Weges ziehen?

Er kam auf seinem Gehöfte an; er trat in den Stall; er sah seinen Lieblingsstier, den „Pan", langhingestreckt daliegen; ruhig und machtvoll wogten die glänzend weißen, mit großen rothen Flecken wie bemalten Seiten des Thieres auf und nieder; dazu ein dumpfes, eintöniges Geräusch: „Pan" schlummerte.

Lysippos streichelte ihm gutmüthig die Stirne; ihm ward so weich um's Herz; dann ging er wieder hinaus.

„Ich habe mich doch geirrt," sagte er. Doch wie kam es? War es eine plötzlich eingetretene Müdigkeit oder eine gewisse Trägheit, wie sie dem Landmanne eigen ist — genug, das am Morgen noch so heftig glühende Feuer seiner Neugier war gänzlich erloschen; er beschloß für diese Nacht lieber zu Hause zu bleiben.

„Morgen ist auch noch ein Tag!" sprach er zu sich mit einem gewissen, einfältigen Stolze. „Ein paar neue Obolen werden den armen Schlucker schon von Neuem gefüge machen. Außerdem hat der Kerl ein Mundwerk, daß ich anfange, ihm nicht alles mehr zu glauben. Im Uebrigen werde ich das heilige Licht von Eleusis immer noch zu sehen bekommen."

Es war schon spät. Leise ging er dem Wohnhause zu. Die Thüre war nur angelehnt. Der Hofhund hatte nicht gebellt, dessen Geruchssinn war so scharf, daß er im Schlafe die Nähe des Herrn verspürte. Daß schon die Hausthüre nur angelehnt war, däuchte ihm befremdlich; als er aber über den kleinen, unbedeckten Hofraum schritt, und die zum Thalamos, wo sein Ehelager stand, führende Thür auch nur angelehnt sah, während ein matt rosiger Schimmer aus dem Inneren des Gemaches ihm entgegenstrahlte: da war ihm mit einem Male das heilige Licht von Eleusis aufgegangen.

Aber Lysippos war eine viel zu ruhige Natur, als daß er die erste beste bereitliegende Axt hätte ergreifen sollen, eindringen und sie auf den schnöden Entehrer seines Hauses und auf das ruchlose Haupt des Weibes wuchtigen Falles nieder-

sausen zu lassen. Das Beben seiner Lippen, die Wuth seines Herzens entlud sich in einem einzigen, unsagbaren Cynismus. Eine kalte, dämonisch brütende Ruhe kam über ihn. Er bewährte den Ruf seines Heimathslandes; er zeigte sich tüchtig, einfältig und wieder so hinterlistig schlau, daß ihn Niemand betrügen konnte. Nur eines that ihm leid: Daß nicht auch noch der Tempeldiener drinnen wäre.

Leise näherte er sich der Thür, um zu lauschen. Er hörte die Stimme eines fremden Mannes, aus dessen Worten er entnahm, daß jener ein Priester sein müsse; er hörte auch, wie das eigene Weib sich über die wenig geselligen Manieren ihres Gatten lustig machte.

„Gieb," sagte sie, „einem Ochsen eine Menschenhaut, und Du hast den Mann der bedauernswerthen Kallistrate. Ja, bei der Kypris, wenn er das noch wäre; den Stier ergreifen doch ‚gewisse Gefühle zu gewissen Zeiten'."

„Still, still, Du übermüthiges Athenäerkind," fiel ihr der glückliche Lagergenosse in die gemeine Rede.

Der draußen stehende, lauschende Gatte des treulosen Weibes hatte bei diesen Worten einen Knüttel aufgerafft, der Hofhund hatte ihn zufällig dahingezerrt und dort liegen lassen ...

Lysippos ließ den Knüttel wieder fallen. Auf einen großen Stein inmitten des Hofraumes setzte er sich nieder. Das goldene Mondlicht beschien seinen Kopf, so braun wie der gebrannte Thon Attikas. Zwischen beiden Händen hielt er den Kopf und — weinte.

„Schurken! Schurken!" sagte er vor sich hin; „aber ich, ich einfältiger, armer Bauer aus Arkadien, ich will euch jetzt

das Licht von Eleusis anzünden; ja wahrhaft Schauende sollt ihr werden: Vor diesem Lichte soll euch Hören und Sehen für immer vergehen!"

Er ging nach einem seitwärts liegenden Gemache, wo auf dem Herde noch ein leise glimmendes Feuer brannte. Dann nahm er einen gewaltigen Stock, umwickelte ihn mit Werg, tränkte ihn reichlich mit Oel und zündete ihn an. In der Rechten die Fackel, welche gespensterhaft loderte im goldenen Mondlichtscheine, eilte er jetzt über den Hof, riß die kleine Thüre des Thalamos auf und ohne auf das in tiefem Schlummer liegende, von einem Lämpchen beschienene Paar einen Blick zu werfen, schleuderte er mit großer Gewalt die Fackel auf die beiden auf's Pfühl nieder. Dann schob er den Riegel vor und stemmte sich dagegen.

„Piept nur, piept nur, naschige, liebe Mäuslein,
Kommt nicht mehr heraus aus meinem Häuslein" —

sang er, während der große Hofhund, leise herangeschlichen, winselte.

Er hörte einen wilden Aufschrei, er grinste dazu. Dann nur noch ein Wimmern, Röcheln, kurz darauf ein schwerer, dumpfer Fall.

Sein Antlitz, das während dieser Minuten grausig verzerrt war, nahm wieder seinen alten, ruhigen, bäuerisch einfältigen Ausdruck an. Er sah, wie qualmender Rauch aus den Fugen der Thüre drang. Bald schoß die Flamme hoch auf. Er selber setzte sich wieder auf den Stein inmitten des Hofraumes nieder, während der zottige Köter sich ihm zu Füßen schmiegte. Wie theilnahmlos blickte Lysippos in die mächtig

auflodernden, immer gieriger um sich greifenden Feuersgluthen; die Thiere brüllten unruhig in den nahen Ställen; fern her hörte man die schauerlich tönenden Angstrufe der benachbart Wohnenden.

Lysippos hörte nichts, sah nichts; er legte keine Hand an; der nahende Tod seines Lieblingsthieres rührte ihn nicht mehr.

Und der Silberschatz? Er sah ein, daß es ihm nicht beschieden war, einen solchen für spätere Geschlechter zu sammeln.

Darauf langte er eine alte Hirtenflöte hervor, die er als einziges Andenken an seine Waldheimat mitgenommen hatte, und indessen ihm die hellen Thränen über die Backen liefen, blies er auf der Flöte waldheimliche, traurige, langsam eintönige Weisen, während die Flammen immer toller, immer schneller, immer heller jauchzend zum Himmel auffangen. —

Wer ist der Elende, der dort durch die Gassen Athens wandelt? Ein Athlet an Gestalt, ein wahrer Herakles der Komödie, mit struppig verwilderten Haaren, in denen wie verwitterndes Felsgestein Vogelkoth liegt, so geht er barfuß, im kurzen, zerrissenen, beschmutzten Chiton einher. Jeder geht ihm aus dem Wege; Niemand wagt ihm ein Leid anzuthun. Als der „verrückte Arkader" ist er eine stadtbekannte Figur. Was ihm widerfahren, weiß jede Zunge zu berichten; war doch der Tod des eleusinischen Priesters bald bekannt geworden. Aber alle Athenäer nahmen das Geschick des Priesters als eine gerechte Strafe der zürnenden Demeter hin, während sie über den schlauen Tempeldiener wieder lachten, der sich vor Furcht erhängt hatte.

Und Lysippos? O dieser arme verrückte Bettler thut

Keinem etwas zu Leide; in seinem stillen, ungefährlichen Wahnsinn beobachtet er die Menschen kaum um sich her; die Steine, die Säulen sind ihm gefährlicher, da sie ihm nicht ausweichen.

Nur wenn einmal an ihm ein Weib vorübergeht, sei es eine hochgeschürzte Sclavin, um zu schöpfen aus der nächsten Cisterne, oder zumal eine verschleierte Hetäre in auffälliger, bunter Gewandung, dann bleibt er steh'n und läßt die Schöne vorüberwandeln; starr blickt er ihr eine Weile nach; die Flöte in der Hand haltend, singt er Worte in regelloser Weise, die Manchem räthselhaft, Manchem tiefsinnig, den Meisten verrückt scheinen. So aber singt er:

„Sage, was willst Du, o schönes Weibchen?
Neugieriges Weibchen, einziges Weibchen?
Die Weihen haben? Die Weih'n von Eleusis?
Soll ich Dir leuchten mit meiner Fackel?
O meine Fackel, sie wärmt so schön!
O meine Fackel, sie leuchtet so schön!
Weg da, Bube, Du weißt es nicht,
Ob Deine Mutter, — o heiliges Licht!
O Licht von Eleusis!"

So traurig sein Leben, eben so traurig die Art seines Todes. Eine dunkle Stimme hieß den Verrückten seine Bergheimath wieder aufsuchen. Der Instinkt führte ihn nach seinem früheren Besitzthum. Es war Winter, ihn fror. Er schlich zum Herde und setzte sich nieder, auf der Flöte blasend. Erschrocken eilte der Besitzer, der just im nahen Stalle weilte, mit einigen Knechten herbei. Erstarrt blieben sie stehen, da sie im ersten Augenblick wähnten, den arkadischen Waldgott, den großen Pan, vor'm Herde kauern zu sehen. Als aber der

Fremde in's Feuer griff, als er die Nahenden stier ansah, als er mit brennendem Holzscheite auf sie zu kam, da fielen sie über ihn her und schlugen ihn wie einen tollen Hund nieder.

Zu spät erkannte der Besitzer des Gutes in den verzerrten Zügen des Todten den armen Lysippos. Eines ward ihm wenigstens nicht verweigert: eine ehrenvolle Bestattung, und eines nahm er für immer mit sich hinab: den Erbfluch, der auf seinem Geschlechte gelastet hatte, von dem er sich selber im Tode befreite.

Die große Göttin.

„Saepe natura vult, quod Natura noluit.“

Glykon und Glykaina waren das zärtlichste Liebespaar, welches je Sardes, ja ganz Lydien gesehen hatte. Kroisos, der seit einigen Jahren auf dem Throne der Mermnaden saß, er, der jugendliche Weise und kunstliebende Beschützer der Hellenen, wurde zwar von seinem Volke der „Glückliche“ genannt; aber hätte der König das glückliche Paar gesehen, er hätte vielleicht seinen beiden Unterthanen beschämt dieses ehrende Beiwort eingeräumt. Sie wohnten in der Nähe von Sardes und noch näher dem geheimnißvollen Bergwalde des Tmolos, in einem Städtchen, wo sich ihre Väter niedergelassen hatten; diese waren vom Könige wegen ihrer Kunstfertigkeit im Erzgusse aus Sikyon nach Sardes berufen.

Die beiden glücklichen Kinder schienen ihr Auge und ihr Herz in einem seligen Liebesaugenblick miteinander vertauscht zu haben; denn sowie Glykaina, mit dem Geliebten einsam durch ein reich beblümtes Thal wandernd, oder auf einer duftigen Waldwiese ausruhend, ein Frühlingsveilchen erblickte, hatte es Glykon auch schon gepflückt und ihr in das goldbraune, zierlich

aufgebundene Haar gesteckt, und wenn in Glykon's Herzen ein dunkles Sehnen erwachte, hatte sie auch schon die stumme Sprache seines Herzens verstanden und war ihm entgegengekommen, eh' noch ein Wort seinen Lippen entschwebte.

Wohl war Glykon allerlei Waffenspieles kundig: er konnte wie Einer die Diskosscheibe schwingen und sogar über das bestimmte Ziel hinausfliegen lassen, so daß es schien, als ob auch ihm die Pallas Athene zur Seite stände, wie dereinst dem „göttlichen Dulder" Odysseus; er konnte gestreckten Laufes dahinjagen wie ein Pfeil, in schöner, rhythmisch belebter Bewegung des Leibes; er konnte den Gegner im Ringkampf nach allen Regeln des Gymnasions in den Sand werfen — aber wo war all' der jugendlich lodernde, wilde Ungestüm geblieben? Und wo war geblieben der emsig stille Fleiß, welcher ihn einst auszeichnete vor seinen Altersgenossen drüben in der Werkstätte des Philon, des Vaters der Glykaina? Die kyprische Göttin, die „holdanlächelnde" Aphrodite, hatte ihn bei einem Festzuge — denn der König erlaubte den Fremden in seinem Lande, ihren heimischen Bräuchen nachzukommen, wenn auch in beschränktem Maße, — sie, die alles Beherrschende, Urgeborene, hatte ihn die schöne Tochter seines Lehrers und Meisters sehen lassen, und seit jenem Tage, seit jenem einen Augenblicke, in welchem er das reizende Wesen erblicken mußte, war eine völlige Umwandlung in ihm vorgegangen: aus dem wildaufstürmenden Adler, der als Knabe in keckem Uebermuthe beim Apollon geschworen, dereinst ein berühmter Meister der Toreutik zu werden, berühmter als Alle, deren Namen sein Vater und Lehrer nur mit Ehrfurcht nannten, war ein sanfter, ver-

liebter Täuberich geworden. Und die beiden Eltern vergönnten dem einzigen Kinde diesen maßlosen, glückversunkenen Liebesfrühling, Trost suchend in dem täuschenden Wahne, das schöne Maß werde sich mit den Jahren schon finden. Die spöttischen Bemerkungen aber, welche seine einstigen Genossen über ihn machten, hörte er nicht. Seit er Glykaina kennen gelernt und gefunden, dünkte es ihn schier ein Räthsel, wie ihn je die leichten, gefälligen Schönen aus Sardes mit ihren geschminkten Gesichtern und ihren Prunkgewändern hatten bezaubern können.

So lebte die Welt für die beiden Glücklichen nicht mehr. Glykon liebte und kannte nur seine Glykaina, Glykaina wollte nur ihren Glykon sehen.

Aber zürnte nicht der delphische Apollon, daß der Jüngling, welchem schon „das Gekräusel der Mannheit" Kinn und Wangen umsproßte, wie der leise Anhauch der nahenden, völligen Reife, so schmählich seiner Kunst, seiner Lebensaufgabe als Mann vergaß?

So war mehr als ein Jahr vergangen in dieser höchst wunderlichen Art eines überschäumenden Liebesrausches, wie er sich wohl selten den Augen des für alles rein Harmonische gestimmten Hellenen bot; daß er aber dem Herzen eines tief fühlenden Hellenen nicht ganz versagt oder gar unverständlich war, zeigt der Charakter des Haimon in der „Antigone" des unübertrefflichen Sophokles.

Schon blickte der Vater besorgt darein. Er ließ es an freundlichen Warnungen nicht fehlen; aber es schien, als habe der Jüngling gänzlich vergessen, daß auch er berufen sei, in barbarischem Lande als Verleiblichung hellenischen Lebens-

ideals dazustehen und die dunkle Mystik des orientalischen Gefühlslebens zur Sonnenheitre hellenischer Sinnesart zu verklären. Sein Ohr blieb taub gegen väterliche Rathschläge. Da den Armen das Schicksal nicht zwang, auf seine Arbeit bedacht zu sein, um nicht die Beute des Hungers zu werden, — denn die nackte Noth hat schon Manchen gerettet, — so versank er nur um so mehr in seine, alle Thatkraft betäubende Liebeswonne. Zum Unglück für ihn begünstigten ihn in seinem schwelgenden Nichtsthun die Mutter, der Vater der Glykaina und besonders deren Mutter, eine geborene Lyderin. Denn die Frau des Philon war für alles sinnlich Schöne leicht empfänglich und schien sich selber an dem Gebaren des schwärmerischen Jünglings noch zu begeistern. Sie gedachte an die Verehrer aus ihrer Jugendzeit, an die lydischen Jünglinge, die einst von gleicher Liebeswuth heimgesucht waren, und von denen Mancher hatte furchtbar büßen müssen — woran sie freilich jetzt nicht dachte.

Mit der Zeit steigerte sich dieses Gebaren, und eine seltsame Umwandlung trat ein in dem schwärmerischen Jüngling, welche selbst die zärtliche Glykaina in Angst versetzte. Augenblicke gab es, wo er lange tiefsinnig vor sich hinschauend in mystischer Verzückung plötzlich die Augen aufrichtete, der gerade Gegenübersitzenden in's Antlitz sah und ihr dann unter heftigem Schluchzen um den Hals fiel, mit dem Ausruf: „Ja, Du bist die Göttin! Du bist die Göttin, die große Göttin!"

Eines Tages, es war an einem Frühlingsnachmittage, und die Lüfte schienen heißer zu athmen als sonst, führte die Beiden ihre einsame Liebeswand'rung nach den schluchtenreichen,

fichtenbewachsenen Höhen des Tmolos. Dort unter einer riesigen Fichte auf einem hohen Abhang, der sich sanft thalwärts neigte zu einer weit und offen daliegenden Bergwiese, im Hintergrunde umzäunt von dunklem Gewälde: dort saßen die Beiden, Frühlingsveilchen pflückend und Kränze windend. Sie erzählten sich neckische Märchen von den Göttern, Nymphen und Hirten, die einst hier gehaust hatten. Sie fragten das Echo nach allerlei lieblichen Dingen, worauf es ihnen immer die erwünschte Antwort gab. Sie vertrieben sich die Zeit mit Liedern. Und sang Glykaina mit ihrer hellklingenden Stimme:

Im Wald bei wilden Rosen
Lag Eros einst und träumte.
Da kam zum Wald ein Mädchen,
Es sah den holden Schläfer,
Und hold sich niederbeugend,
Küßt' es ihm leis die Wangen,
Die ros'gen Purpurwangen.
Doch o des kleinen Schelmes
Mit seinen Zauberkünsten!
Denn als zum andern Male,
Zu einem andern Kusse
Die Maid sich niederbeugte,
Da war der Gott verschwunden.
Es lag an seiner Stelle
Im Wald bei wilden Rosen
Ein schöner Jüngling, welchen —
Ihr leiser Kuß erweckte,

so erwiderte Glykon, ihr lächelnd in die Augen blickend:

Mag der milde Lyderkönig
Sich erfreu'n an seinen Schätzen,

Doch unschätzbar, unbezahlbar
Bleibt mein süßer Schatz Glykaina.

Für das Lächeln Deines Mundes
Gäb' ich hin das ganze Lydien;
Doch für einen Kuß, Glykaina,
Könnte selber Zeus nichts geben!

Und sang Glykon:

Jene Nachtigall, die wir gestern noch
In dem grünen Busche hörten,
Wo sie blieb?

Süßes, liebes Kind, o was fragst Du noch;
Hörst Du nicht von meinen Lippen
Wo sie blieb?

so entgegnete Glykaina mit einer anderen Weise:

Was träumte Dir
Vergangne Nacht?
„Ich wäre plötzlich gestorben."
Und stirbt nicht hin
Der alte Mensch,
Den neue Liebe besuchte?

Selbstverständlich war es schier, daß auch der Frühling seinen Ehrenantheil bekam:

Wie wandr' ich so gern in den Tagen des Frühlings,
Wie macht sein Odem die Brust mir so weit!

Was klingt mir so schmetternd empor aus der Waldnacht?
Die Nachtigall oder ein menschliches Herz?

Es tönt mir so lieblich, es tönt mir so schmerzlich,
Bald wieder so schwer und auch wieder so leicht!

O klinge nur rauschend, du göttlicher Hymnus,
Von irdischer Liebe zum Himmel hinauf!

Folgende Weise kam erst zu ihrer Geltung, wenn man sie von Glykaina's eigenem Munde vernahm, neben ihr im Walde einherwandelnd:

Wollt' ein trutzig junges Mägdlein
Sich vor Eros' Pfeilen schützen;
Und was that die holde Thörin?
Eine Hülle nach der andern,
Eine dichter als die andre,
Legte sie um ihre schlanken,
Jungfräulich erblüh'nden Glieder.
Eros aber lachte boshaft
Ob des wunderlichen Panzers
Dieser spröden Mädchenblüthe.
Boshaft lächelnd und verwandelt
Als ein wunderschöner Jüngling
Naht er sich der kalten Schönen,
Blickt ihr in die beiden Augen,
Drückt ihr leis die beiden Hände.
O wie glüht es flammenmächtig
Da auf einmal in dem trutzig
Jungfräulichen Mädchenbusen!
Hätt' er hastig nicht gerissen
Von den rosig blüh'nden Gliedern
All' die schönen, dichten Hüllen,
Wäre wohl die trutz'ge Spröde
In der Flammengluth erstickt!
Liebesglühend, leisverstohlen,
Voller Scham und tief erröthend,
Sah das schöne, nackte Mädchen
Den Erretter dankbar an!

Aber die träge Muße der süß abspannenden Lust gebiert nicht bloß schalkhaft heitere Tändelweisen, immer wieder er-

wacht auch, wenigstens in tiefer angelegten Naturen, das Ursprüngliche, die Stimme der Sehnsucht: Noch immer leuchten die Sterne aus endloser, unerreichbar blauer Ferne hernieder, und welch' neues Spiel hinter des Lebens schwarzem Vorhange sich abspielt, abspielen wird, wer weiß es, wer möcht' es nicht wissen?

Schön ist der Traum
Von den stillen Gärten des Todes,
Wo kein Hauch mehr stört
Den wunschlos ewigen Schlaf!
Ach, ich glaube nicht, kann nicht glauben
An den ewigen Todesschlummer —
Kehren nicht wieder
In jedem Frühling die Vögel
Mit neuen Liedern in alten Herzen?
Blühen nicht wieder
Auch die Blumen?
Und ein Menschenherz?
Ach, ich glaube nicht, kann nicht glauben
An den ewigen Todesschlummer,
Wie sehr er mich auch bedäucht
Das einzig höchste der Güter,
Der goldenste Lohn
Für dieses Leben!

So singt in süßer Schwermuth Glykaina, und was entgegnet ihr Glykon:

Mir träumt', ich stand
Auf höchstem Bergesgipfel,
Von Schweigen und dunkler Nacht umhüllt.
Da über mir aus den schwarzen,
Langsam rollenden Wolken

Tauchte lieblich ein Rosengewölk herauf,
Das sanft sich theilte zu beiden Seiten.
Inmitten aber sah ich
Ein reizendes Bild:
Ein wachendes Kind mit rosigem Antlitz,
Goldenen Löckchen, traumlächelnden Augen,
Lag da wie in weiße Düfte gehüllt
Auf schneeigen Kissen.

Welcher Erinnerungsbilder
Ahnungsseliger Abglanz
Zog winkend vorüber
An den himmlischen, off'nen,
Traumlächelnden Augen des Kindleins?

„O süße Urheimath, Elysion!
Wann seh' ich dich wieder?" so fragt' ich und seufzte.
Da wandelten sich die rosigen Wolken
Zu duftvoll schimmernder Lilienhelle.
Anstatt des Kindes sah ich
Einen schlummernden Greis
Mit rosigen Wangen, silbernen Haaren,
Ruh'n auf schneeigen Kissen.
Sein weißes Linnengewand
War überstreut
Von todtenheimlich duftenden Blumen,
Die stumm dalagen und nicht sich regten
In dieser geierumwitterten Stille.

Welch' ein seltsamer Schlaf
Wiegte den Greis, daß stumm
Dalagen die Blumen und nicht sich regten,
Wie sonst die Blumen doch thun,
Hold geschmiegt an ein menschliches Herz?
Es schlief der Greis den ewigen Schlummer —
Der Greis war todt.

„Urheimath, sonnelachend Elysion,
Ich sehe dich wieder!
Bei den Göttern unter der Erde,
Bei Eleusis heiligen Göttern,
Den ewig vergehenden, ewig erstehenden,
Den menschenmitleidenden Göttern,
Dionysos, Kore, Demeter,
Ha, ich schaue dich wieder
Urheimath, Elysion —“
Glaubt' ich im Traume zu hören
Den Klang einer menschlichen Stimme. —

So verrannen die Stunden, ohne daß sie es merkten, ohne daß sie der Heimkehr gedachten. Schon wandelte Artemis am tiefblauen Himmel dahin, und der Silberglanz ihres Gewandes überwob mit einem wunderbaren Hauche die weite, ganz mit Veilchen bewachsene Wiese, welche sich zu ihren Füßen hindehnte.

„Sieh,“ sagte Glykon, der in träumerischen Gedanken neben seiner Geliebten im duftenden Grün lag, und der heute wieder sonnefröhlich gestimmt schien, wie in den ersten Monden ihrer Frühlingsliebe, „o sieh, Glykaina, all' die unzähligen Frühlingsveilchen dort unten auf der Flurwiese. Wie sie schimmern, wie sie glühen, ja wie sie beben, von den zitternden Strahlen des Lichtes geküßt! Pocht nicht in jeder ein geheimnißvolles Leben? Spricht nicht aus jedem Blümchen eine Seele? An unzählige Menschenäuglein wollen sie mich gemahnen, diese Blumen, die nur mit einem räthselhaft stummen Blicke sagen können, wie unendlich glücklich sie ihren kurzen Frühlingstraum durchleben! Oder wissen sie vielleicht gar nicht, wie glücklich sie sind? Dann möcht' ich sie noch glücklicher nennen!“

„Auch wir sind zwei solche Frühlingsveilchen," entgegnete Glykaina, „nur daß wir wissen, wie glücklich wir sind, und ich denke, sich glücklich zu wissen, weiht erst die Wonne des Glückes vollständig. Ja, doch auch wir sind zwei Frühlingsveilchen. Als ich gestern auf meinem Lager ruhte und just mit dem Gedanken an ein solches Veilchen einschlummerte, trat der mohnbekränzte Gott des Schlafes an mein Lager und flüsterte mir in's Ohr: „Du wirst so bleiben, Glykaina!"

Glykon wurde nachdenklich. Er gedachte der Eltern, die noch lebten, der Großeltern, die längst als blutlose Schatten im Reiche des Hades verweilten; er gedachte der Parzen, die droben das Gespinnst für jeden kommenden Tag eines Menschenlebens abspinnen.

„Ja," sagte er dann nach einigem Schweigen, „unsere Seelen sollen so bleiben, jung und blühend wie zwei Frühlingsveilchen dort, o Glykaina!"

Und heftiger, inbrünstiger küßte er die neben ihm reizvoll Gelagerte, als wollte er sich für immer des geliebten Wesens versichern.

Da drang allmählich laut und lauter anschwellend wie das Tosen eines herabbrausenden Bergstromes, wenn den Schnee auf den Höhen die Frühlingssonne zerschmilzt, ein verwirrendes, dumpfes Getöse — ein abscheuliches Rasseln an ihre Ohren.

Erschreckt sprangen sie auf.

„Das sind gewiß Löwen oder Wölfe," sagte die zitternde Glykaina, sich fester haltend an dem Geliebten. „Komm, laß' uns entfliehen!"

Glykon, einen Augenblick zögernd, — er fühlte seine Jünglingskraft wieder anschwellen — blickte mit scharfem Auge in die Ferne über die Wiese hin nach dem dunkeln Gewäld, aus welchem ein gespensterhafter Glanz hervorschimmerte.

Er lächelte, wie wenn er sich auf eine vergessene Sache besonnen hätte; zugleich verbarg er hinter diesem Lächeln, was seine Seele mit einem Male so wild bewegte. Glykaina las nicht auf seinem Angesicht die Neubegier, die sich seiner in diesem Augenblicke bemächtigte.

„Habe keine Sorge," sagte er dann mit beschwichtigenden Worten. „Es naht der Festzug der großen Göttin. Hast Du ihn schon einmal gesehen?"

„Eigentlich, o Geliebter, befällt mich heimlich ein Grausen vor ihm, denn gedenk' ich seiner, muß ich all' der grausenhaften Geschichten gedenken, mit denen die Ammen und später als Kinder wir selbst uns einzuschüchtern pflegten. Doch Dir zu Liebe will ich schon bleiben. Die von der Göttin Begeisterten sollen ja keinem Anderen ein Leid anthun, wie mir die Mutter versicherte."

Die Beiden verbargen sich hinter der riesigen Fichte, vor welcher sie bisher gesessen hatten, und sich auf den Erdboden niederlassend, warteten sie neugierig der kommenden Dinge. Hand in Hand saßen sie da, bald mit zärtlichen Blicken sich anschauend, bald in die Ferne spähend, in der sich bestimmte Gruppirungen erkennen ließen: schon traten die Ersten des orgiastisch entflammten Zuges aus der Waldnacht heraus.

Man feierte heute den zweiten Festtag der Göttin. Wurde der erste in der Hauptstadt des Landes, in Sardes selber, im

Heiligthume der Kybele festlich begangen, so war der zweite dazu bestimmt, eine Riesenfichte auf den Höhen des Tmolos zu fällen und diese als uralt heiliges Symbol der Göttin im Tempel zum Opfer zu bringen.

Nah und näher wogte der bakchantische Schwarm, in allerlei bunter Gewandung, die weiten Wiesenflächen erfüllend. Voran gingen oder tanzten vielmehr, in seltsamen Sprüngen, mit wahnsinnig verzerrtem Antlitz und mit schier vorquellenden Augen in das klare, ruhige Mondlicht blickend, die Priester der Kybele. Unruhig wallten ihre langen befransten Gewänder, in mancherlei Farben erschimmernd. Lange, künstliche Locken hingen ihnen wild flatternd zu beiden Seiten der Schläfe herab, so daß sie von ferne mehr Weibern als Männern glichen; Einige schwangen auch kleine, blinkende Opfermesser. Und mit den Anderen des Zuges sangen sie volksthümliche Lieder, in welche sich das rasselnde Lärmen der Cymbel und des Tympanums mischte — Lieder zu Ehren des Lieblings der Göttin, des einst verlorenen und nun wieder gefundenen Atys.

„Atys! Atys!“ — hallte es unendlich schmerzlich, sehnsuchtsvoll traurig und doch wieder wild begeistert die öden Bergschluchten entlang von tausend und aber tausend Lippen, so daß jegliches Wild entsetzt von seinem dunkeln Ruheplatze aufsprang und besinnungslos blind vorwärts eilte, nicht wissend, wohin.

Wie ein schäumendes Meer war die begeisterte Menge anzusehen. Da gab es nur einen Willen. Da tanzten und sangen, sich immer vorwärts dabei bewegend, Weiber, welche, mit Schlangen spielend, sie sich bald als Gürtel um den Busen,

bald als lebende Bänder in das frei flatternde Haar zu flechten versuchten. Dort führte ein Jüngling einen jungen, zitternden Löwen vor sich her, den er einige Mal, am Schwanzbüschel fassend, wie einen Ball in die Luft schleuderte und dann wieder geschickt auffing.

Inmitten aber des phantastisch bunten, dahinwogenden Zuges ragte auf zweirädrigem Erzgespanne, gezogen von vier mit Löwenfellen bedeckten Rossen, das heilige Bildniß der Göttin, und ihr voran trugen zwei Priester keuchend eine lange Holzstange, von deren Spitze aus in künstlicher Nachahmung in rosigstem Glanze schier lustfreudig das Opferheiligthum der Göttin erstrahlte, das uralt ewige Symbol des nackten Menschendranges, des nimmervergehenden Frühlings von allem, was da Trauer erweckend wieder hinabsinken muß.

Grade der Gedanke an das, was da Trauer erweckend wieder vergehen muß, hatte den Jüngling so oft gepeinigt, ihm schier wie der Geier dem Prometheus am Herzen genagt. Er hatte ihn nicht fassen können; der Gedanke, daß ihm seine Geliebte eines Tages vielleicht von Hermes Psychopompos hinab in's Reich der Schatten geführt werden könnte, dieser Gedanke hatte ihn viele Nächte schlaflos verbringen lassen, hatte ihn gezwungen, über Tod und Leben nachzudenken und ließ ihn, den Künstler, eine wenn auch gewaltsame, so doch tröstend freundliche Lösung finden. Sein Unsterblichkeitsglaube war ein schöner Traum, welchen der erste beste Hauch eines kalten Wortes in graues Nichts auflösen konnte; aber er war gewohnt, seit Langem mit anderen Jünglingen solche Ge-

spräche nicht mehr zu berühren. Und seine Glykaina? War immer mit ihm einverstanden, wenn sie ihn auch nicht verstand.

Die Geliebte, welche hinter dem breiten Stamm der riesigen Fichte auf der Berghöhe verborgen lag, hatte nur Augen für das schlichte und doch schöne Bild der Göttermutter; sie lächelte, indem sie der schaurigen Märchen, die sie früher vernommen hatte, gedachte. Glykon aber hatte, ohne daß es Glykaina bemerkte, sich leise erhoben, und hinter dem Stamme stehend, betrachtete er nicht das Bild der Göttermutter, welches seinen Künstleraugen roh und formlos erschien, sondern, während ihm das Gerassel der Erzinstrumente die Ohren betäubte, sah er schier besinnungslos immer wieder auf jenes ihm so räthselhafte, seltsame Symbol, welches vor ihm aufragte, hoch über den verschwindenden Köpfen des Korybantenschwarmes. Ein brennendes Feuer durchlief ihn, als sollte er sich hinabstürzen in die wogende Menge. Immer gespannter, immer ängstlicher wurde der Ausdruck seiner Mienen. Glykaina, die neben ihm am Boden lang hingestreckt lag, hatte er fast vergessen.

Die letzten der Korybanten waren aus dem Walde herausgetreten. Auf der weiten, vom Mondlicht übergossenen Wiese machte der Reigen Halt. Das Gespann der Göttin blieb in der Mitte stehen und davor die beiden Priester, welche ihr Symbol trugen. Vor diese stellte sich jetzt ein älterer Diener der Göttin. Ein bängliches, erschreckendes Schweigen erfüllte für einige Augenblicke die von Korybanten wimmelnde Waldeinsamkeit. Dichter drängte sich die schweigende Menge heran. Stumm sah der Priester empor nach dem Symbole der Göttin. Aller Augen folgten ihm.

Eine Unruhe, eine qualvoll peinigende Angst beschlich den zitternden Jüngling. Ihm brannte der Boden unter den Füßen. Seine Augen hingen an den Lippen des Priesters. Was kann er, wird er sagen? Wird er das sagen, was er so lange gesucht und gefunden zu haben vermeint? Er, der Priester da, im Dienste der Göttin ergraut und kundig mancherlei Wissens, muß er nicht auch das höchste Geheimniß besitzen?

Der aber redete mit begeisterten Worten und in überschwenglichen Redebildern von der Güte, der Milde der großen Göttin, welche nach den verheerenden, zerstörenden Leidstürmen des Winters alles wieder verjüngt aufleben lasse im Frühling; er redete von der wundersamen Geschichte des schönen Atys; er redete schließlich von dem uralt heiligen Brauche, wonach Einer, der sich der begeistertste, der würdigste, der geliebteste der Göttin wähnte, sein sterbliches Theil freiwillig der Göttin zum Danke für Alle geopfert habe; er redete davon; und dabei blickte er mit glühenden Augen um sich her in die Runde, wie man uralt heiligen Brauch nicht dürfe verkümmern lassen. „Groß," fuhr er fort, „ist die Liebe der Allerzeugerin und Allgebärerin, aber noch größer ihr Haß gegen die, welche kleinlichen Sinnes sich Ungehorsamkeit zu Schulden kommen lassen. Fühlt Ihr keine Stimme in Eurem Herzen? Aus Euch spricht jetzt die Göttin. Ihr wißt es nicht, was in Euch diese Stimme der Göttin spricht, doch wir, die Diener der großen Mutter, wir, die Berufenen, wir wissen es! Darum, o Korybanten, wer will der Göttin sich opfern, opfern für Alle?"

Dann schwieg er plötzlich. Aus seiner hochgeschwungenen

Hand winkte grausig lüstern das kleine, breite Opfermesser, auf welchem die blitzenden Mondstrahlen spielten.

Stärker und berauschender als zuvor lärmten nach diesen Worten und auf den Wink der Priester Cymbel und Tympanum. Eine wilde Verwirrung, ein wirres Gedränge, vermischt mit den Ausbrüchen eines orgiastischen Taumels, entstand rings umher. All' diese Menschenwesen standen nicht mehr maßvoll herrschend über der Natur. Der Funke des Prometheus war in ihnen erloschen. Sie schienen nur noch der Spiegel der Natur zu sein, nackte Verkörperungen des blinden Naturwillens.

Viele Jünglinge stürzten herzu. Stärker indessen als Alle war Einer, fremd wie vom Himmel in diese Menge gefallen — denn ihm fehlte der korybantische Festschmuck. Mit gewaltigen Armen stieß er die Andern bei Seite, und erschöpft sank er hin vor die Füße des greisen Priesters, der wildaufjauchzend das Messer wieder schwang, selbst dabei in die Kniee sinkend.

Und ward ihm der ergraute Diener der großen Göttin ein Räthsellöser wie Oidipus? Befriedigte ihn die Lösung des Geheimnisses? War sein Glaube über Einheit des Todes und Lebens kein Glaube, kein Traum mehr? Glykon fragte nicht mehr!

Längst hatte sich die arme, verlassene Glykaina dort hinter dem Stamme der Riesenfichte erhoben. Neugierig und bestürzt zugleich verfolgte sie mit ihren Augen den stürmisch den Abhang hinabeilenden Jüngling. Einige Augenblicke lang war er ihr entschwunden im wogenden Schwarme. Dann sah sie wieder seine hochgehobenen Hände; sie sah, wie er erschöpft vor die Füße des greisen Priesters hinsank, sie sah ein ge-

schwungenes Messer blitzend niedersausen. Vor ihren Augen, in ihrem Herzen wurde es Nacht. —

Die Ammenmärchen und die Erzählungen der Kindheit waren eine grausenhafte Wahrheit.

„Atys! Atys!“ klang es zum letzten Male an ihr Ohr wie das wildaufschreiende Stöhnen eines sturmgepeitschten Bergstroms.

Traurig blickte am anderen Morgen die Sonne auf die öde, menschenverlassene Waldwiese hinab. Ruhig jagte wieder über Thäler und Berghöh'n das Wild. Auf der Wiese selbst, besudelt mit Kleiderfetzen, verdorrten Weinblättern, zerbrochenen Cymbeln und Messern, waren alle Veilchen gepflückt oder zertreten. Inmitten aber der Wiese saß Glykaina, bleich wie Persephone, die Göttin des Todes, leise schluchzend und ein todtenblasses Haupt voll trauriger Jugendschönheit im Schooße haltend. Das Wiesengrün und die zerpflückten Veilchen in der Runde waren von dem noch immer aus dem Leibe tropfenden Blute getränkt und geröthet.

Um das bleiche Antlitz des ewigen, jugendlichen Schläfers, welcher sich schmerzlos zu Tode verblutet hatte, spielte noch ein verzückt seliges Lächeln; es schien, als wäre auf den Lippen plötzlich sein letzter Hauch erstarrt: „Glykaina!“

Laut scholl die Todtenklage, als man den herrlichen Jüngling bestattete. Am lautesten klagte die Lyderin, die Mutter der Glykaina. Alle Drei, Philon, seine Frau und die Mutter Glykon's machten dem Vater die heftigsten Vorwürfe wegen seiner Milde. Allein die Klagen kamen zu spät. Mancher Erzeuger, manche Mutter fluchten heimlich dieser großen Göttin

und verwünschten noch mehr ihre lydischen Priester, indem sie besorgt auf die eigenen, heranwachsenden Sprößlinge blickten. Noch grausigere Mären pflanzten sie ihren Kindern in's Herz von den barbarischen Festen dort oben auf den düsteren Waldhöhen des Tmolos.

Glykaina aber starb noch in demselben Jahre, wie sie geahnt, gleich einem der Frühlingsveilchen, welche so jung und schön diesmal geblüht hatten.

— Ende. —

Oscar Linke's Dichtungen:

(1876—1900)

Blumen des Lebens. Fünf Bücher Gedichte.
Jesus Christus. Eine Dichtung.
Das Bild des Eros. Neue mil. Märchen.
Leukothea. Ein Roman aus Althellas.
66 Praeludien. Aus meinem Skizzenbuche.
Eros und Psyche. Eine Dichtung.
Aus dem Paradiese. Berliner Idyllen.
Die Versuchung des heiligen Antonius. Eine Dichtung.
Die Bienen. Ein neuer Xenienalmanach.
Die Fürstin dieser Welt. Berliner Novellen.
Ergo bibamus. Humoristisches Intermezzo.
Liebeszauber. Ein Roman aus Althellas.
Das Leben Jesu. Ein Roman.
Antinous. Ein Seelengemälde aus dem Altertum.
Satan. Eine Faschingsphantasie.
Triumph der Liebe. Dramatische Trilogie.
Das Veilchen vom Kephissosthal. Idyll aus Althellas.
Als die Rosen blühten. Romantischer Schwanengesang.
Chrysothemis erzählt. Griechische Geschichten.
Der Knabe mit der Leuchte. Ein Urweltmärchen.
Schlummere, Schwert, unter Myrten. Neue Gedichte.
Endymion. Novelle aus Alt-Karthago.
Die Madonna von Swidlowice. Novellen.
Venus divina. Liebesgeschichten.
Iphi. Eine Künstlergeschichte aus Althellas.
Vasanta. Indische Liebe. Die Lieder des Agasti.

Übersetzungen:

Tabubu. Ein altägyptischer Roman.
Candide von Voltaire.

Von demselben Verfasser in Vorbereitung:

Die Überflüssigen. Modernes Drama in vier Akten.
Unser Prophet. Satirische Charakterkomödie in vier Akten.
Der Königssohn. Ein heroisches Festspiel in drei Bildern.




G.E. STECHERT
NEW YORK



